Gigi

Zeitschrift für sexuelle Emanzipation

Jan./Feb. 2006
No. 41
EUR 2,50
CHF 4,-

Infoladen
Kohlgarten Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.nadir.org/infoladen_leipzig

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Rosa nicht noch Himmelblau

Transidentitäten in der Türkei

ISSN 1437-3076

Vom 24. 12. 2005 bis 1. 1. 2006 geschlossen.
Am Montag, 2. 1. 2006, Nudelbuffet zum Neujahrspreis
von 4 Euro. Außerdem gibt's für jeden einen Neujahrs-
Schnaps bzw. ein alkoholfreies Getränk.
Schöne Weihnachtstage und einen guten Rutsch, Euer flipflop

bar – café
Berlin Schöneberg
Kulmer Str. 20a
Tel.: 216 28 25

flipflop

sonntags bis freitags von 19:00 bis mindestens 2:00

sonntags	two for one alle getränke außer cocktails bei musik von zart bis hart aus den 80ern	ab 19:00
montags	nudelbuffet 3 verschiedene pasta und soßen à volonté	ab 19:30
dienstags	frankophil französische musik und diverse getränke aus frankreich zum happy-hour-preis	ab 19:00
donnerstags	quiche-salat-buffet 3 verschiedene quiches und salate à volonté	ab 19:30

JUMP UP
Schallplattenversand

Der linke Mailorder für die Musik, die man nicht überall bekommt.

Pete Seeger, Woody Guthrie, Lead Belly, Alistair Hulett, Wenzel, Neuss, Degenhardt, Cochise, Ton Steine Scherben, Rotes Haus, Slime, Tod und Mordschlag, Quetschenpaua, Chumbawamba, cowboy junkies, Zebda, Black 47, Fermin Muguruzza, Karamelosanto, Panteón Rococó ... sowie die Labels Trikont, Putumayo, Piranha, Smithsonian Folkways, Metak, Gor, Gridalo Forte, Pläne, Conträr, AK PRESS ... und jetzt auch Bücher vom Atlantikverlag, Unrast, Papyrossa u.v.a.

Hören was andere nicht hören wollen!

www.jump-up.de
info@jumpup.de

Schallplattenversand Matthias Henk, Postfach 11 04 47, 28207 Bremen, Tel/Fax: 0421/4988535

Verlag Graswurzelrevolution

BEATRIX MÜLLER-KAMPEL (HG.)

»Krieg ist der Mord auf Kommando«

Bürgerliche und anarchistische Friedenskonzepte
Bertha von Suttner und Pierre Ramus

Mit Dokumenten von Lev Tolstoj, Petr Kropotkin, Stefan Zweig, Romain Rolland, Erich Mühsam, Alfred H. Fried, Olga Misař u. a.

288 Seiten | 17,80 EUR | ISBN 3-9806353-7-6

CLAYBORNE CARSON

Zeiten des Kampfes

Das Student Nonviolent Coordinating Committee und das Erwachen des afro-amerikanischen Widerstands in den sechziger Jahren

638 Seiten | 28,80 EUR | ISBN 3-9806353-6-8

»Vor dem Hintergrund der europäischen Studentenbewegung und der aktuellen ökologischen Widerstandsbewegung ist dieses anschauliche Buch sehr spannend zu lesen.« **Karl Düsseldorff in: Publik-Forum, Nr. 19, 7. Oktober 2005**

Graswurzelrevolution

Die Monatszeitung für eine gewaltfreie, herrschaftslose Gesellschaft

Schnupperabo 3 Ausg. 5 EUR Vorkasse | **Jahresabo** 10 Ausg. 25 EUR | **Jetzt abonnieren**

GWR-Vertrieb | Birkenhecker Str. 11 | 53947 Nettersheim | Fax (02440) 959 351 | abo@graswurzel.net | www.graswurzel.net

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Kleines Volksgericht

Ein kleines Volksgericht verkündete nach dreimonatiger Beweisaufnahme am 29. Oktober um elf Uhr sein Urteil: Der Angeklagten wird dauerhaft das Aufenthaltsrecht entzogen. Die Abschiebung ist sofort zu vollstrecken, die Berufung ist ausgeschlossen.

Beim Volksgericht – auch bei einem kleinen – gelten andere Gesetze als die eines rechtsstaatlichen Verfahrens, in dem eine Strafprozeßordung insbesondere die Angeklagten vor Willkür und Fehlurteilen schützt. Vorm Volksgericht zählen Meinungen und Empfindungen des Volkes, während berechtigte Einwände oder Verweise aufs Faktische unter Umständen den Prozeßverlauf ungünstig beeinflussen und das begehrte Urteil gefährden könnten. Freisprüche sind beim Volksgericht gemeinhin nicht vorgesehen; im für die Angeklagten besten Fall ist ihr guter Ruf dahin.

Und so wurde die Angeklagte auch von diesem kleinen Volksgericht erst im nachhinein über das Vorliegen einer Anzeige, den Beginn der Ermittlungen sowie die Klageerhebung informiert. Auch wurde sie nicht um eine Stellungnahme zu den Vorwürfen ersucht, wie dies in bürgerlichen rechtsstaatlichen Ermittlungsverfahren sogar gegen Linke üblich ist, und logischerweise benötigte sie auch keine Verteidigung, die, wie die Angeklagte selbst, zur nichtöffentlichen Verhandlung ohnehin nicht geladen worden wäre.

Das kleine Volksgericht war von OH 21 angerufen worden, eines von der zahlungskräftigen Nachfrage eines links-autonomen Publikums lebenden Buchladens in Berlin-Kreuzberg. Grundlage war eine Denunziation. Die daraufhin erhobene Anklage lautete wie die vom diensthabenden Mitglied des Ladenkollektivs an jenem 29. Oktober der Verurteilten, nämlich *Gigi*, in einen einzigen Satz gefaßte Urteilsbegründung: Man habe „diese Zeitschrift" ausführlich studiert und sich entschieden, „diese Zeitschrift" nicht weiter zu vertreiben „wegen der Entwicklung hin zur Pädophilie". Das war alles, konkret wurde der Mann nicht. Und selbstverständlich wurde der verurteilten Redaktion auch nichts Schriftliches zugesandt, worin dies näher ausgeführt worden wäre. Beschlossen und verkündet: „Wegsperren, und zwar für immer."

Angebahnt hatte sich der Fall bei Anlieferung der Ausgabe 39. Nein, so derselbe Buchhändler damals, man könne die vorangegangene Ausgabe nicht abrechnen: „Die Hefte sind noch nicht wieder da." Der Lieferant staunte: Verkaufte Hefte würden üblicherweise nicht zurückgebracht. Erst da rückte der Buchhändler raus mit der Sprache: Man habe alle Exemplare der Ausgabe 38 aus dem Verkauf genommen und statt dessen an Freunde zur inhaltlichen Überprüfung weitergeleitet.

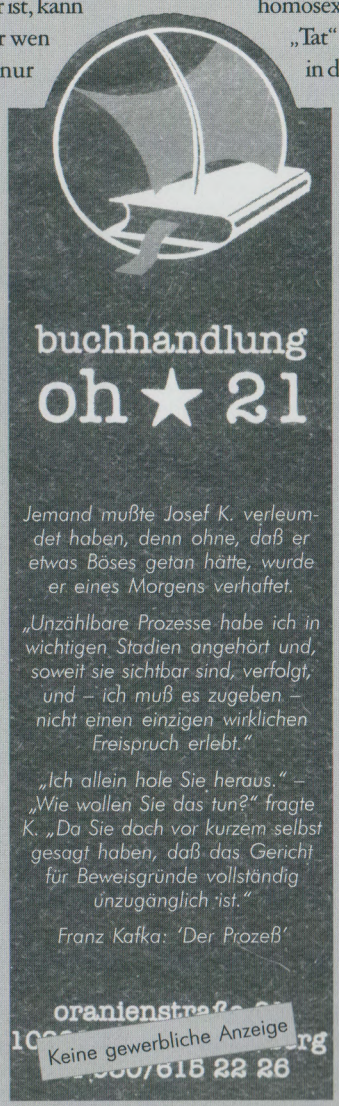
Nun stehen in jeder *Gigi* die Kontaktdaten der Redaktion, aber niemand vom linken Kollektiv hatte es für nötig befunden, sich mit ihr in Verbindung zu setzen, um eine Stellungnahme einzuholen oder gar Hintergründe zu erfragen. – Im rechtsstaatlichen Prozeß, dessen Regeln sich als Konsequenz leidvoller historischen Erfahrungen mit Justizwillkür entwickelten, spielen Motive und konkrete Umstände für die Urteilsfindung eine zentrale Rolle. Dies war nicht nur Ergebnis einer Humanisierung im Zuge der bürgerlichen Aufklärung, sondern auch von Justizreformen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, um die sich gerade die Linke verdient gemacht hatte. Buchläden handeln mit Wissen, und die Bücher, in denen all das nachlesbar ist, kann man bei OH 21 kaufen. Aber wen interessiert deren Inhalt in nur mehr kulturlinken Grauzonen, in denen berechtigtes Mißtrauen gegen den bürgerlichen Staat in die Negierung jener zivilisatorischen Elemente mündete, die ihr abzuringen die politische Linke Jahrhunderte kostete? Presse-, Informations-, Meinungsfreiheit? – L'etat c'est moi.

*

Am 9. Dezember teilte der Deutsche Presserat den Medien mit, seine beiden Beschwerdekammern hätten vom 6. bis 8. Dezember in Bonn getagt und insgesamt sieben Rügen ausgesprochen", meist wegen Persönlichkeitsrechtsverletzungen. So rügte die Kammer 1 „auch *Bild* aufgrund einer Berichterstattung über einen tragischen Unfall in Bayern, bei dem sieben junge Leute ums Leben kamen. Durch die Veröffentlichung negativer Aussagen ausschließlich anonymer Quellen" sei der „durch ein veröffentlichtes Foto identifizierbare" getötete Fahrer „in ein schlechtes Licht gerückt" worden. Denn Ziffer 9 des Pressekodex' besagt: „Es widerspricht journalistischem Anstand, unbegründete Behauptungen und Beschuldigungen, insbesondere ehrverletzender Natur, zu veröffentlichen." Kammer 2 rügte *Bild* ebenfalls öffentlich. „Die Zeitung hatte über den Suizid eines Polizisten berichtet. Dieser wurde durch ein Porträtfoto identifizierbar", das „als unangemessen sensationell eingestuft" wurde. Hinzu kam eine „nicht-öffentliche Rüge gegen die *Bild*-Zeitung" wegen „des tragischen Todes zweier Menschen bei einem Friedhofsbesuch". Einer der Toten „wurde durch ein nicht ausreichend gepixeltes Foto identifizierbar. Die zweite Tote wurde durch den Nachnamen, der auf dem Grabkreuz eines Angehörigen lesbar war, ebenfalls erkennbar."

Verhandelt wurde auch die whk-Beschwerde gegen *Bild* wegen deren Darstellung der öffentlichen Hinrichtung zweier mutmaßlich homosexueller und zum Zeitpunkt der „Tat" minderjähriger Jungen im Iran in der Ausgabe vom 27. Juli 2005. Als alle Welt den Mord verurteilte, zieh die iranische Justiz nachträglich die Opfer der Vergewaltigung eines 13-Jährigen. Da zeigte *Bild* ihre Ermordung. Bildüberschrift: „Hier werden zwei Kinderschänder gehängt."

Was, meinen Sie, war dies dem Presserat wert? Eine öffentliche oder nichtöffentliche Rüge? – Sie irren. Er sprach *Bild* laut telefonischer Auskunft vom 14. Dezember eine zu nichts verpflichtende Mißbilligung aus. Die Ermordeten waren keine Deutschen, keine Polizisten, keine Opfer eines tragischen Unfalls. Nur Iraner und erst recht nur Homosexuelle. Potentielle „Kinderschänder" also vorm gesunden Volksempfinden. So welche haben keine Ehre, nicht in Deutschland, journalistischer Anstand her oder hin. Und wenn *Bild* sie für sein gesundes Leservolk als „Kinderschänder" hängen sehen will, dann ist das vielleicht nicht ganz rechtens, aber schon in Ordnung.



Repro und Montage: Gigi

Abo Schnipsel

6 Hefte ab Nr. _____

O Euro 15,00 (Normalabo)

O Euro 25,00 (Auslandsabo)

O Euro _____ (Förderabo)

Ich verschenke sechs Ausgaben für

O Euro 15,00 (Ausland: 25,00 Euro)

O Euro _____ (mind. Euro 20,00)

Datum/Unterschrift

O Der Betrag liegt in bar bei.

O Ich überweise den Betrag aufs Gigi-Konto.

O Ich ermächtige Gigi, den Betrag einmal jährlich von meinem Konto einzuziehen:

Kontoinhaber/in

Kontonummer

Geldinstitut/BLZ

Datum/Unterschrift

Lieferadresse:

Gigi 41

Name, Vorname

Straße, Hausnummer oder Postfach

Land PLZ Ort

(e-Mail-Adresse für kurzfristige Mitteilungen der Redaktion)

Aboschnipsel in Umschlag stecken und senden an:
Redaktion Gigi, Postfach 08 02 08, 10002 Berlin
Hotline (Nachfragen, Bestellungen): **0180/4444945**
Kto. 5710428010, Berliner Volksbank, BLZ 10090000

Das Abo verlängert sich um sechs Ausgaben, wenn es nicht spätestens 14 Tage nach Erscheinen des letzten bezahlten Hefts schriftlich gekündigt wird (Poststempel). Das Geschenkabo verlängert sich nicht automatisch.

Termine

Redaktioneller Hinweis
Termine, die hier erscheinen sollen, können bis zum Redaktionsschluß (15. Februar 2006) an die Fax-Nummer 0180/4444945 oder noch besser als e-mail gesandt werden an: **redaktion@gigi-online.de**

Porto Alegre, 13. bis 23. Januar 2006

Bapob e.V. Glogauerstr. 21, 10999 Berlin

Gay and happy?
Eine Deutsch-brasilianisch-italienisch-argentinische Theaterbegegnung gegen Diskriminierung

Junge Schwule, Lesben und Bisexuelle aus Berlin, Argentinien, Süditalien und Porto Alegre wehren sich gemeinsam gegen Diskriminierung aufgrund von sexueller Orientierung, Geschlecht, Hautfarbe, Armut und ethnischer Zugehörigkeit. Die brasilianischen Jugendlichen kommen aus den armen Vierteln Porto Alegres, leben teilweise in Slums oder auf der Straße und formulieren in ihrer Projekt- und Theaterarbeit (unterstützt von der UNESCO) ihre Anliegen. Ein Großteil engagiert sich außerdem bei Menschenrechtsorganisationen und schwul-lesbischen Vereinen. Die ArgentinierInnen setzen sich öffentlich (z.B. über Demos) gegen die Diskriminierung von Schwulen und Lesben ein, machen u.a. Gay & Pride- und offene Beratungsarbeit. Die deutschen und italienischen Teilnehmenden werden über eine offene Ausschreibung in Kooperation mit mehreren schwul-lesbischen Organisationen gesucht.
Geplant sind unter anderem der Austausch von Infos in den Bereichen Jugendpolitik und Menschenrechte, besonders der von Homosexuellen, sowie Improvisationstheater ausgehend von eigenen Erfahrungen mit Diskriminierung und anschließende Diskussionen sowie eine Rückbegegnung in Berlin. Und außerdem soll auch der brasilianische Hochsommer genossen werden. Bewerben können sich Menschen von 18 bis 25 Jahren (Ausnahmen können gemacht werden). Sprachkenntnisse und/oder Vorkenntnisse in der Theaterarbeit sind nicht vonnöten. Der Kostenbeitrag beläuft sich auf 500,- Euro (Flug, Unterkunft, Verpflegung, Programm und Übersetzung). Unterstützt wird das Projekt vom Aktionsprogramm Jugend der EU.
Weitere Informationen und Bewerbung bei: Bapob e.V. Glogauer Straße 21, 10999 Berlin, Tel. 030/3929262, sowie Johanna Scharf, Tel. 030/21622 88, johannascharf@bapob.de und Magdalena Scharf, Tel. 030/7918745, magdalenascharf@bapob.de

Heidelberg, 20. Januar 2006, 20.00 Uhr

Buchhandlung Himmelheber, Theaterstraße 16

Lesung zu Garcia Lorca

Mit dem Vortrag zum 70. Todestag von Frederico Garcia Lorca „Linien zu Person und Werk" begeht die AIDS-Hilfe Heidelberg e.V. ihr zwanzigjähriges Bestehen. Der Eintritt ist frei.

Münster, 21. Januar 2006, 20 Uhr

Internationales Zentrum „Die Bücke", Café Couleur, Wilmerstraße 2

Queer postkolonial betrachtet

Vortrag und Diskussion mit Maria Do Mar Castro Varela (Köln) und Nikita Dhawen (Bochum/Mumbay). In dieser Veranstaltung im Rahmen der Reihe „XYZ – Geschlechterzeichen ungelöst" geht es nach Angaben der Organisatoren „um die Herausarbeitung von Kreuzungspunkten und Überlappungen zwischen Queer Theory und Postcolonial Theory". Gefragt wird, „welche Konsequenzen eine queer-Perspektive für Postcolonial Theory mit sich bringt und inwieweit postkoloniale Kritik queer-Politiken problematisiert und herausfordert. Es sollen dabei auch die Fallstricke transnationaler queer-Intervention aufgezeigt, und die Grenzen und Möglichkeiten einer Herausforderung von Hetereonormativität in postkolonialen Zeiten ausgelotet werden." Eintritt frei.

Hamburg, noch bis 30. Januar 2006

Erotic Art Museum , Bernhard-Nocht-Straße 69

WOW – Freundschaften explizit: Der andere Blick

Es werden Produktionen und Arbeiten Hamburger KünstlerInnen aus den Jahren 1980 bis 2005 zum Thema „Anderssein" im nicht-hetrosexuellen Sinne präsentiert. Das Interesse der Ausstellungsmacherinnen und - macher galt dabei Ideen von Anderssein, wie sie sich in der Subkultur und anderen Szenen mit ihren Ein- und Ausschlüssen zeigen, und der Idee expliziter Freundschaft als Klammer für audio-visuelle Repräsentationen. Im Rahmenprogramm werden „weitere künstlerische Ebenen – Text und Performance – aufgegriffen und neue Bezugspunkte gesetzt". Highlight dürfte der am 6. Januar um 19.30 Uhr ebenfalls im Erotic Art Museum stattfindende „Bubenball": Ein „Fest für freie Menschen – Treffpunkt der älteren Jugend und blutjunger Transvestiten", wo „wirkliche Freunde und Freundinnen sich im neuen Jahr treffen". Angekündigt ist „die Prämierung der schönsten Damenwade in verschiedenen Lichtstimmungen" – natürlich mit Damenkapelle. Eintritt 8/ermäßigt 5 Euro.

Berlin, 2. Februar 2006, 18.00 Uhr

Rathaus Schöneberg, Kennedy-Saal, John-F.-Kennedy-Platz

Einigkeit und Recht und Freiheit?

Warum sollte der CSD 2006 nicht gleich auf dem imaginären Weg „Von der Maas bis an die Memel" oder „Von der Etsch bis an den Belt" durchs Brandenburger Tor marschieren? So, wie man's hierzulande kennt und liebt? – Das wird sich womöglich auf der Podiumsdiskussion klären, die der Berliner CSD e.V. zu dem vom bis 1999 basisdemokratischen CSD-Forum festgelegten Motto „Einigkeit und Recht und Freiheit" veranstaltet – angeblich, „um allen Positionen Gehör zu verschaffen und diese öffentlich zu diskutieren". Vielleicht erläutert ja dort jemand vom Vorstand dieses CSD-Inhabers, warum „alle Positionen" ihn erst kümmern, nachdem das deutschnationale Motto für die Homo-Parade längst promotet wird und sich diverse Gruppen mit blankem Entsetzen ob dieses neuerlichen Rechtsrucks davon distanziert oder zum CSD-Boykott aufgerufen haben. Interessant vor diesem Hintergrund ist die Erwartung „einer angeregten und fruchtbaren Debatte über Inhalte und die Ausgestaltung dieses Mottos" seitens des Berliner CSD e.V.
Neben einem/r Vertreter/in von dessen Vorstand sowie seiner Pressesprecherin Kirsten Blanke werden der Chefredakteur der *Siegessäule* Holger Wicht und – alles, was rechts ist – der *tageszeitungs*-Redakteur Jan Feddersen mit Ute Hiller, Geschäftsführerin der Lesbenberatung, sowie eventuell Jürgen Wandel (Redakteur Zeitzeichen) vom LSVD Berlin-Brandenburg diskutieren. Moderiert wird die Nummer von Jörg Litwinschuh von der Abteilung „Community Relations" des Berliner CSD e.V. Linke sind nicht geladen.

Cash 4 U

An sich ist Gigi eine Abo-Zeitschrift; der größte Teil des Publikums bekommt sie auch auf diesem Wege. Aber noch wissen zu wenige, daß es sie überhaupt gibt. Darum laufen in einigen Städten HandverkäuferInnen durch Lokale – und kassieren pro verkauftem Heft eine Provision, die sich kommerzielle Magazine niemals leisten würden: Sie liegt je nach Zahl der verkauften Hefte zwischen 0,75 und 1,00 Euro. Überzeugungstäter/innen mit Interesse und gutem Schuhwerk rufen an (0180/4444945) oder schreiben an Redaktion Gigi, Postfach 080208, 10002 Berlin.

Prämie

Noch 170 Abos, und Gigi muß nicht mehr auf den Anzeigenstrich gehen, sondern darf sich, so sie will, ihre Freier aussuchen! Helfern beim Ausstieg winkt als passender Lohn das soeben neuaufgelegte Buch „Die Sünde von Sodom". Die „Erinnerungen eines viktorianischen Strichers" sind nicht nur charmante Pornographie, sondern dank enger Anlehnung an reale Vorgänge ein Sittengemälde Londons des 19. Jahrhunderts. Wer Gigi zum Fördertarif ab 25 Euro (Ausland: 35 Euro) abonniert oder verschenkt, erhält auf Wunsch ein Exemplar zugesandt.

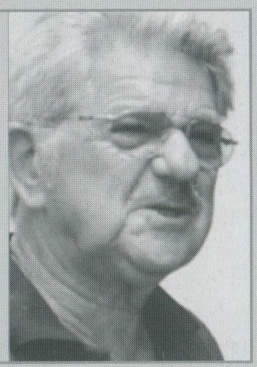
Drohung

Die meisten Leserinnen und Leser verlängern alljährlich ihr Abo und es kommen erfreulicherweise regelmäßig neue hinzu. Aber Abonnements sollten auch bezahlt werden: Immer noch überschreiten die offenen Forderungen die 1000-Euro-Marke. Das ist kaum noch auszugleichen, und das Mahnwesen nimmt der ehrenamtlichen Redaktion die Zeit fürs Wesentliche: die Zeitungsproduktion. Darum werden wir ab sofort die Abogebühr nach der zweiten erfolglosen Mahnung von einem Inkassounternehmen eintreiben lassen.

Highlights

Unser Titel zeigt das türkisch-deutsche Berliner Zwischenwesen Fatma Souad bei einer spontanen Protestaktion gegen die EU-Gammelfleisch-Verordnung.

6



Werner Schreckenberg ist der Mann, der Ihrer homoehewilligen samoanischen Angebeten nach kurzer Rücksprache mit Wellington eventuell ein Visum ausstellt. Den deutschen Honorarkonsul besuchten **Ortwin Passon** und **Gregor Hilland**

28

Daß man „seine elende Weibsnatur jeden Tag seines Lebens von den Herren der Schöpfung vorgerückt bekömmt", zwang die Komponistin Fanny Hensel ins berufliche Schattendasein. Zu ihrem 200. Geburtstag ein Porträt von **Eike Stedefeldt**

30

Pelin Esmer studierte Soziologie an der Istanbuler Bosporus-Universität, bevor sie Dokfilmerin wurde. Ihr zweiter Streifen „Oyun – The Play" über ein Frauen-Dorftheater wurde ein internationaler Erfolg. Mit der Regisseurin sprach **Lizzie Pricken**

32

Nur, weil der Dow Jones mal ein bißchen launisch ist, läßt man sich doch das Dessert nicht vergällen: Alan Hollinghursts schwule Upperclass-Satire „Die Schönheitslinie" blendet die eigentlichen Verlierer der Dekadenz aus. Von **Ingo Flothen**

Editorial

Kleines Volksgericht 3
In kulturlinken Tribunalen gelten von Politlinken erkämpfte bürgerliche Rechtsstandards einen Scheißdreck. Von Eike Stedefeldt

Schwarz-Rot-Grün

Nicht tropentauglich 6
... ist die „Homo-Ehe" zumindest im ehemaligen „Schutzgebiet" Samoa, erfuhren daselbst Ortwin Passon und Gregor Hilland

Schwerpunkt

Rosa nicht noch Himmelblau 8
Männer, Medien, Polizei: Einen Überblick über die prekäre Lage von Transsexuellen in der Türkei gibt Koray Yilmaz-Günay

Ich verlor 60 Prozent meiner Freundinnen ... 12
... bevor sie 30 wurden, sagt Demet Demir. Über die Probleme türkischer Transgenders sprach mit ihr Koray Yilmaz-Günay

Allein unter Deutschen 14
Die in Ankara geborene Fatma Souad ist Berlins bekannteste türkische Transe. Ein Zwischenwesen porträtiert Ayke Stedefeldt

Politik & Kultur

Deutsche Opfer 20
Der Jahresbericht 2004 des Berliner schwulen Überfalltelefons Maneo ist kein Hardcore-Rassismus, analysiert Dirk Ruder

Nur tendenziell diskriminiert 22
Die falsche Empörung über das Vatikan-Dokument wider die Weihe homosexueller Priester kommentiert Stefan Broniowski

Sünde? Böcke? 23
Wie sich ob steigender HIV-Infektionen Schwule homophoben Mainstream-Medien andienen, schildert Martin Lentzen

Zuviel rosaroter Zuckerguß 24
Warum Matti Bunzls Versuch über Juden und „Queers" im Wien des 20. Jahrhunderts scheiterte, erläutert Florian Mildenberger

Projektionsfläche: Jude 25
Antisemitismus und Israelfeindlichkeit nähren sich auch von sexuellen Projektionen. Ein Lektüretip von Eike Stedefeldt

Niemals Grundbaß 28
Am 14. November 1805 wurde Fanny Mendelssohn-Hensel geboren. An die Komponistin erinnert Eike Stedefeldt

Déporté homosexuel 29
Der französische Rosa-Winkel-Häftling Pierre Seel verstarb im Alter von 82 Jahren in Toulouse. Ein Nachruf von Dirk Ruder

Dann such' ich mir halt 'ne andere ... 30
... wenn meine Frau nach Istanbul geht, um Filmstar zu werden. Mit der Dokfilm-Regisseurin Pelin Esmer sprach Lizzie Pricken

Erektionen, Koks und schöne Linien 32
Alan Hollinghurst hat einen Upperclass-Roman vorgelegt. Was unschön ist an seiner „Schönheitslinie", erläutert Ingo Flothen

Lord Lyllian und sein Antinous 34
Kennen Sie Jacques d'Adelswärd-Fersen? Spuren des Dandys und Poeten mit dem schwedischen Namen fand Wolfram Setz

Gender Mainscreaming 38
Schwieriger Geschlechtswechsel? Wie leicht das wirklich geht und wie es so ist als Mannfrau schildert Eike Stedefeldt

Standard & Latein

Termine 4
kurz & klein/kleinholz 16/26
Errata/Impressum 35
Mitteilungen des whk 36

Fotos: Vancouver International Writers & Readers Festival; One World Berlin; Sammlung Daniel M. Friedenberg, New York; Ortwin Passon

Nicht tropentauglich

„Ein bißchen Spaß muß sein", lautete ab 1979 ein Tagesbefehl von Schlagerstar Roberto Blanco (CSU), der eine ganze Generation von Bundesbürgern geprägt hat – vermutlich auch Werner Schreckenberg, den Honorarkonsul der Bundesrepublik Deutschland im seit 1962 Unabhängigen Königreich von Samoa: Über Cocktail-Parties, kaltgestellte Traumschiff-Reisende, die Tropenuntauglichkeit der „Homo-Ehe" und Frauen, die gar keine sind, plauderte „das Sprachrohr der Deutschen Botschaft in Wellington" mit Gregor Hilland und Ortwin Passon

„Was will die Queen of Savai'i vom Bundeskanzler?", fragten wir nach der *Gigi*-Serie zu Sexualkulturen in ehemaligen deutschen Kolonien (vgl. Hefte 17, 28 und 29) im August 2004 (vgl. *Gigi* 33). Ein Jahr später haken wir nach bei einem, der sich auskennt mit der Südsee-Diplomatie in den Fängen des Bundesadlers: dem pensionierten Politologen Werner Schreckenberg. Ausgebildet am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, war er lange beruflich für die UNO tätig und kam so erstmals 1976 als Leiter eines landwirtschaftlichen Entwicklungsprojekts der FAO nach Samoa. Heute genießt er dort seinen Lebensabend, erhielt 1995 seine Exequatur und untersteht als Diplomat im Ehrenamt dem Botschafter der Bundesrepublik in Neuseeland, Jörg Zimmermann: „Ich bin das Sprachrohr der Deutschen Botschaft in Wellington hier in Samoa. Einmal im Jahr gebe ich einen kleinen ökonomischen Bericht darüber, was hier los ist, oder schicke irgendwelche Dokumentationen oder Bankberichte mit rüber" fürs Auswärtige Amt. Dazwischen hilft er deutschen Touristen, die ihre Pässe verloren oder die Probleme mit der samoanischen Administration haben: „Ich kann Ersatzpässe ausschreiben."

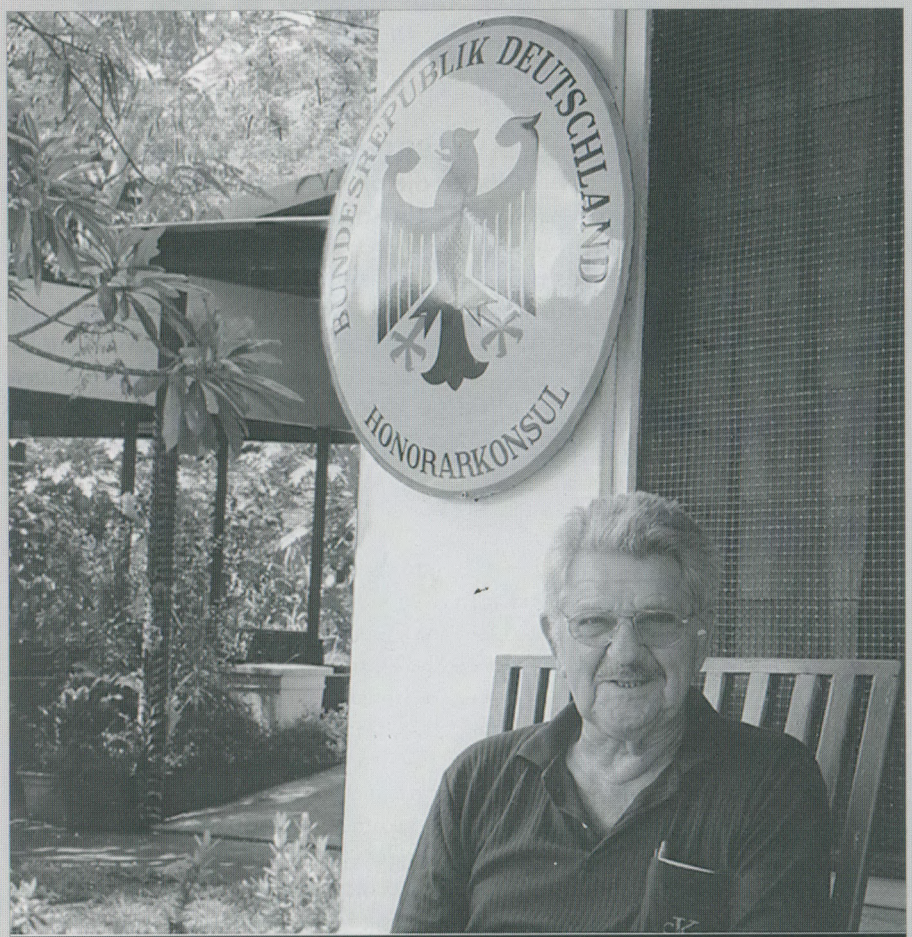
Sein Amtsvorgänger in der Funktion des deutschen Honorarkonsuls in Apia, der am 3. November 2005 82jährig verstorbene ehemalige Flugbegleiter und Geschäftsmann Wilhelm Viktor Albert Keil (er führte das bis dahin unbekannte Lottospiel auf Samoa ein), mußte sich nie um die Entsorgung in Samoa verstorbener Landsleute kümmern. Der sauerländische Nachbar des später als Bundespräsident berühmt gewordenen KZ-Baumeisters Heinrich Lübke und des momentanen Arbeitlosenministers Franz Müntefering brachte es dagegen schon mal auf vier tote Deutsche in einem einzigen Geschäftsjahr! Einer von ihnen – eine aufgedunsene Wasserleiche von Bord eines Passagierdampfers – mußte sogar „sechs Wochen lang auf Eis gelegt" (Schreckenberg) werden, bis ein eigens eingeflogener BKA-Pathologe sich seiner nicht mehr ganz frischen Reste annehmen durfte. Doch nicht nur bei derartig duften Höhepunkten im menschlichen Dasein muß der Vertreter der einstigen Kolonialmacht auf der 20.000 Kilometer von Berlin entfernten Insel Upolu tätig werden: „Ich stelle keine Visa aus, aber ich habe die ganzen Antragsformulare da." Etwa fünfzig mit Deutschen verheiratete Samoanerinnen lebten in Deutschland. Mit einem Dreimonats-Visum der deutschen Vertretung im neuseeländischen Wellington könnten sie von ihren Familienangehörigen besucht werden: „Die berate ich und organisiere das."

Von echten und falschen Frauen

Schreckenberg weiß, wie wichtig derartiges sein kann, denn seine Ehefrau Rosa ist ebenfalls Samoanerin. Sie betreibt in der Hauptstadt Apia eine Beautyfarm – die allseits bekannte „Roseberg-Clinic", in der sich auch Fa'afafine verschönern lassen: Diese seien „gute Kunden, ja. Der Manager meiner Frau ist auch Fa'afafine. Die kommen und machen Schönheitssachen und so weiter." Fa'afafine gelten als effeminierte Männer, aber nicht als Homosexuelle. Wie sich Interessierte außerhalb Polynesiens[1] wohl deren selbst- oder fremdbestimmte Sexualitäten, also die Erfüllung von Frauenrollen durch vorgeblich heterosexuelle Männer in der Praxis vorstellen müßten? Das sei „ein bißchen schwierig zu sagen. Es gibt Fa'afafine hier, die sagen: Ich heirate nächste Woche meinen australischen Freund. Der Australier weiß genau, mit wem er es zu tun hat, aber er ist damit happy." Jedoch bestünden die meisten Beziehungen nur ein bis zwei Jahre, „und dann auf einmal ist Fa'afafine wieder zurück hier in Samoa". Aber sie hätten auch ihre Vorzüge: „Die besten Schneider und Friseure sind alle Fa'afafine hier. Die sind allgemein bekannt und sind allgemein geschätzt als unwahrscheinlich ehrlich, geraderaus, aber auch sehr lebenslustig", so der Sauerländer. „Sie unterliegen keinerlei Diskriminierungen. Man lächelt manchmal über dies oder jenes, aber sie sind voll akzeptiert."

Dennoch gibt es wie überall auf der Welt auch Homosexuelle in Samoa, wo sie keineswegs eine Fa'afafinen vergleichbare Akzeptanz erfahren. Wie können Schwule und Lesben in dieser homophoben Gesellschaft dennoch ihre Bedürfnisse ausleben? Der deutsche Beobachter, der dieses Land seit Jahrzehnten kennt, freut sich, „daß man heute da auch offen drüber spricht, also daß es leichter geworden ist. Das wäre vor dreißig Jahren also noch ein richtiges Tabu gewesen." Immerhin wird also keiner von ihnen in diesem Südseeparadies totgeschlagen. Daß Homos nicht genauso akzeptiert seien wie Heten oder Fa'afafine, liege an der in Samoa weit verbreiteten Esoterik: Die eine oder andere christliche Kirche sei diesbezüglich „sehr strikt". Nachdem in Deutschland schon vor einiger Zeit die Einführung der sogenannten Homo-Ehe seitens der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft bejubelt worden ist, interessiert selbstverständlich der Lackmustest: Ob gleichgeschlechtlich Verkehrende mit deutschem Paß in Samoa problemlos eine Fa'afafine oder einen gewöhnlichen Homosexuellen für eine Eingetragene Lebenspartnerschaft (ELP) finden und nach Deutschland ausfliegen können, ist eine Frage, über die Schreckenberg nur zu spekulieren vermag: „Ja, das ist wahrscheinlich noch viel schwieriger hier. Ich könnte mir das nicht so leicht vorstellen." Er könne „da auch nicht auf irgendwelche Fälle verweisen, aber ..." passierte so was, „sollte es eigentlich möglich sein". An ihm würde ein derartiges Schicksal jedenfalls nicht scheitern? „Nein, an meinem Siegel nicht", lacht der lebensfrohe Hobbydiplomat.Mit diesem beurkunde er ja schließlich „nur die Richtigkeit" der Verbindung, die doch zuvor schon an anderer samoanischer Stelle eingegangenen werden muß. Wenn er aber keine

Ehen oder Verpartnerungen beurkunden, sondern mit seinem Siegel nur „die Richtigkeit" eines lebenslänglich angelegten Zusammenschlusses bestätigen darf, was doch für die Ausreise und Folgedokumente in Europa erforderlich würde, wie



„Also als deutscher Honorarkonsul ist man wer. Ich bin bei allen Empfängen, ich bin immer eingeladen und so weiter und so weiter. Das macht halt auch Spaß." – Werner Schreckenberg ist der, der im Falle heiratswilliger Homosexueller in Wellington anruft.

verhielte es sich dann, wenn eine Lesbe oder ein Schwuler aus Deutschland ins Paradies käme, um dort die Lebenspartnerin oder den Lebenspartner an sich zu binden: Bekämen sie die begehrten Visa, wenn dort doch gar nicht „eingetragen" werden kann? „Das könnte ich im Augenblick nicht sagen", erklärt der Honorarkonsul und gesteht, er würde in Wellington anrufen, denn: „Mein Konsular- und Legal-Officer, der ist dafür verantwortlich. Der müßte dann sagen, so und so kann das gemacht werden. In knifflligen Fragen muß ich mich immer an Wellington wenden."

Verschleppt und totgelacht

Knapp 175.000 Samoanerinnen und Samoaner leben auf zwei größeren und mehreren kleineren Südseeinseln[2] in einer erst seit 1962 unabhängigen konstitutionellen Monarchie, bestehend aus drei sogenannten Königsfamilien, dem Tama-i-aiga[3], woraus das Staatsoberhaupt ermittelt wird; derzeit Malietoa Tanumafili II. Parallel gibt es hier mehrere tausend Häuptlinge[4] unterschiedlichen Ranges, von denen aber nur etwa fünfzig im Parlament das Sagen haben. Der langjährige Kenner der Verhältnisse möge doch einmal kurz aber verständlich dieses kompliziert erscheinende politische System erklären, an dem bereits die deutschen Kolonialherren verzweifelten: „Das ist nicht leicht. Man muß also schon hier eigentlich geboren sein, um genau in diese Familienhistorie hineinzugehen", verblüfft der politologische Beobachter der BRD und erzählt lieber Dönekes: „Unser Staatsoberhaupt ist im Augenblick ja 94 Jahre alt. Der Nachfolger steht an sich schon fest: Tupua Effi; er war Premierminister vor über zwanzig Jahren ... Der sitzt hier auch oft und ißt seinen Käsekuchen hier", scherzt er.

Die kolonialen Ambitionen Deutschlands führten 1899 zur Teilung dieses Landes und seiner Bevölkerung – das östliche Samoa wurde USA-Kolonie, das westliche Samoa 14 Jahre lang deutsches „Schutzgebiet": Wie wirkt sich diese Vergangenheit auf die gegenwärtige Arbeit des deutschen Interessenvertreters aus? „Als deutscher Honorarkonsul ist man eine sehr angesehene Person hier. Das geht darauf zurück, daß Samoa vor 1900 regiert worden ist von drei Konsuln – amerikanischen, englischen und deutschen. Da hatte also der Konsul eine viel stärkere Position, und das wirkt sich heute aus. Also als deutscher Honorarkonsul ist man wer", lacht Schreckenberg und ergänzt: „Ich bin bei allen Empfängen, ich bin immer eingeladen und so weiter und so weiter. Das macht halt auch Spaß. Hinzu kommt eben, je länger man weg ist von der deutschen Zeit, um so besser sieht die aus". Es folgen Anekdoten über die Absolventen der Kaiserlichen Truppenanstalt aus dem hessischen Witzenhausen: „Das waren sehr praktische Leute gewesen. Ich bin auf den Spuren derer in Tansania gewesen, in Kamerun, die konnten sowohl ein Kalb zur Welt bringen wie einen Traktor reparieren, und die haben eigentlich auch die Wirtschaft am Laufen gehalten. Als die 1918 deportiert wurden, also zurück ins Reich mußten, da ist die Wirtschaft hier zusammengebrochen", doziert der Politologe, der sich in seinem Studium auch mit Politik und Geschichte befassen mußte. Straßen und Plantagen haben aber nicht Deutsche gebaut, sondern bauen lassen durch importierte „Eingeborene" aus anderen Überseegebieten und aus China – nur eben nicht durch Samoaner. Unerhebliche Details.

Ob denn die politischen Wünsche von High Chief Vaasiliifiti Moelagi Jackson gegenüber der einstigen Kolonialmacht (vgl. *Gigi* 33 – d. R.) wahr werden? „Ich glaube nicht", erklärt Schrekkenberg im Hinblick auf die von der deutschen Gouvernementsverwaltung deportiertien Mau-Widerstandsführer und ihre Familien und verweist auf das neuseeländisch-samoanische Trauma. Nach dem Eintreffen der neuseeländischen Besatzungstruppen wurde die Spanische Grippe eingeschleppt, die ein Drittel der einheimischen Bevölkerung dahinraffte. Die christdemokratische Bundeskanzlerin will also nicht dem Beispiel der neuseeländischen Premierministerin Helen Clark folgen und sich zu einer Entschuldigung gegenüber den Nachfahren der von Deutschen auf die Nördlichen Marianen deportierten Einheimischen aufraffen? „Ich glaube, das wird nicht der Fall sein. Es könnte vielleicht", lacht der Freizeitdiplomat, „Frau Merkel mal zu Besuch kommen, dann würde das angesprochen. Sie hätte wahrscheinlich gar nichts dagegen, würde vielleicht sagen, das war die falsche Politik oder so etwas. Aber wie ich schon sagte, das liegt soweit zurück." Im übrigen hätte die Bundesregierung zwei Millionen Mark bewilligt für zweimal zwei Forschungsstellen zur Aufbereitung des gemeinsamen historischen Erbes, aber die seien nie abgerufen worden. Nun sei das Projekt gestorben.

Was können Deutsche mit ihrer Fa'asiamani – abgesehen von der hohen Kunst des Tapa-Handwerks – nach Meinung des Honorarkonsuls von der Fa'asamoa, der samoanischen Lebensweise, lernen? Über diese Lockerungsübung freut sich Schreckenberg sichtlich: „Da kann ich eines nur sagen – das fällt den Deutschen natürlich schwer: gelassener zu werden (lacht). Daß man gelassener wird, daß man die Dinge einfach nicht so

Foto (M): Orhwin Passon (Bearbeitung: Elke Stedefeldt)

ernst nimmt. Hier in Samoa lebt man in den Tag hinein, denkt bis zur nächsten Mahlzeit, was natürlich auch nicht gut ist; das kritisieren wir auch. Es gab hier einen deutschen Arzt, der sagte immer: Wenn die Samoaner nicht so lachen würden, wären die alle schon ausgestorben. Die lachen sich gesund (lacht). Ob Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt wohl Werner Schreckenbergs Berichte an die Deutsche Botschaft in Wellington und für das Auswertige Amt in Berlin gelesen hat? Auf irgendeinem Mist müssen die extrem demokratischen „Reformen" in der naßkalten Bundeshauptstadt doch gewachsen sein.

Epilog

Doch wie erklärt sich, daß die Bundesrepublik Deutschland sich in ihrer Ex-Kolonie einen diplomatischen Vertreter – wenn auch auf ehrenamtlicher Basis – leistet, umgekehrt Samoa aber keine vergleichbare Einrichtung am Sitz der Bundesregierung unterhält? Auch dieses Rätsel löst Schreckenberg ganz unprätentiös: „Da hat es in Düsseldorf einen samoanischen Honorarkonsul gegeben, Klaus Wessing, bis vor zwei, drei Jahren. Der ist irgendwie in der Versenkung verschwunden. Ich weiß nur, die samoanische Regierung versucht wieder ein deutsches Honorarkonsulat einzurichten. Und man ist im Augenblick gerade dabei – ich war zufällig Zeuge eines Gesprächs – da wurde einer der Deutschen, die hier die große Fotoausstellung" zur Kolonialzeit „machten – der ist auch in Hamburg sehr bekannt, weil: Hamburg ist die Stadt der Honorarkonsuln, und der frühere hat auch immer dort gesessen[5] – daß man wieder versucht, einen samoanischen Honorarkonsul in Deutschland zu haben. Den hat's eigentlich immer gegeben. Bis vor zwei, drei Jahren. Da ist irgendwas schief gelaufen. Ich weiß nicht, was genau."

Anmerkungen

[1] Fa'afafine gibt es überall im polynesischen Kulturkreis, beispielsweise auch auf Hawai'i, Fiji und Tonga.

[2] Neben Savai'i im Norden und Upolu (mit der Hauptstadt Apia) sind diese Apolima und Manono in ihrer Mitte, Fanuatapu und Namua im Osten sowie Nuutele, Nuulua und Nuusafee im Süden für das unabhängige Samoa. Hingegen bilden Tutuila (mit der Hauptstadt Pago-Pago) nebst der vorgelagerten Aunu'u sowie der noch weiter östlich gelegenen Ofu, Olosega und Ta'u nebst dem abgelegenen Rose-Atoll das seit 1900 zu den USA gehörende Amerikanisch-Samoa.

[3] Tatsächlich besteht dieses einstmalige Triumvirat inzwischen aus vier „Paramount Chiefs" als obersten Häuptlingen, den vier – übrigens gleichrangigen – „Königen" oder besser Hoheiten Malietoa Tanumafili II als Staatsoberhaupt, Tuimalealiifano Vaito'a II als Premierminister sowie Tuiatua Tamasese Efe und Mataafa.

[4] Die genaue Anzahl der Matais als lokale „High Chiefs" ist kaum zu ermitteln: Einheimische gehen von etwa 4.000, auswärtige Beobachter von bis zu 20.000 aus.

[5] Hier scheint einiges durcheinandergeraten zu sein: Samoas vormaliger Honorarkonsul residierte in Düsseldorf – in räumlicher Nähe zum Bonner Sitz der Bundesregierung. In Hamburg hatte – während der deutschen Kolonialzeit – lediglich die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft (DHPG) ihren Sitz, die in Samoa Kokosplantagen unterhielt.

Rosa nicht noch Himmelblau

Kennerinnen der Szene sprechen von 99 Prozent. Neunundneunzig Prozent, die dann zur Arbeit gehen, wenn die allermeisten längst Feierabend haben. Neunundneunzig Prozent, die keine andere Existenzgrundlage haben als die Sexarbeit. Neunundneunzig Prozent, die vielleicht nichts gegen Prostitution hätten, wenn es eine Alternative zu ihr gäbe. Zwischen willkürlicher Polizeigewalt inklusive Folter und Vergewaltigung auf der einen und Ignoranz auf der anderen Seite müssen nicht nur Transsexuelle ihren Weg finden und gehen, der oft in menschenunwürdige Lebensumstände und quasi immer in gesellschaftliche Isolation mündet. Über Geschlechterverhältnisse und -identitäten in der Türkei KORAY YILMAZ-GÜNAY

Wo Sex, Gewalt und Verbrechen zusammenkommen, ist die Auflage sicher – und sind die selbsterklärenden Schlagzeilen der Tageszeitungen immer schon vorher fertig gewesen: „Wieder Transen-Terror in XY". So oder ähnlich – meistens aber so – wird in den türkischen Medien über Transvestiten und Transfrauen berichtet. Zeitweise vergeht kaum ein Abend, an dem die Spätnachrichten nichts über sie zu berichten hätten. Dabei wird als „terroristisch" von Menschen gesprochen, die gegen die Verletzung ihrer elementarsten Rechte vorgehen. Kaum eine Nacht, in der nicht eine verschleppt, geschlagen oder vergewaltigt wird. Statistiken darüber, wie viele in den letzten Jahren starben, liegen nicht vor. Dabei wäre das Zählen zumindest an Orten wie Istanbuls Autobahnstrich an der E5 leicht, wo Reporter nach Unfällen oft schneller vor Ort waren als die Ambulanz oder die Gerichtsmedizin. So verstéht sich, daß im öffentlichen Bewußtsein Gewalt dort anfängt, wo Ungleichbehandlung angeklagt wird; wer sich wehrt, muß selbst schuld sein.

Druck ablassen (un-)möglich

Die Gesellschaft in der Türkischen Republik ist nicht homogen, auch wenn seit der Staatsgründung ihre Heterogenität im wesentlichen zerstört wurde. Es sind die „Türken", die auf Nichttürken Druck ausüben, wie es sunnitische Muslime sind, die auf nicht-sunnitische Muslime und Nichtmuslime Druck ausüben. Allzu spürbar ist immer noch der Zwang, eine homogene Gesellschaft herzustellen, der nach westeuropäischem Vorbild aus *einem* „Volk" mit *einer* Religion und *einer* Sprache besteht. So fortschrittlich die Reformen unter Mustafa Kemal Atatürk waren, so fremd sind sie einem großen Teil der Bevölkerung noch heute. Die Demarkationslinien in punkto Akzeptanz/Ablehnung von Laizismus, Frauenemanzipation, Demokratisierung und vieler anderer Themen verlaufen dabei nicht nur zwischen Arm und Reich oder Stadt und Land. In der Konkurrenz mit den Kurden und Armeniern, mit dem EU-Beitrittsprozeß, mit der Rolle des Militärs und der allgemeinen Menschenrechtssituation scheint die Trans-Gender-Frage, wenn überhaupt, erst sehr nachrangig Platz zu finden – auch innerhalb schwuler und lesbischer Zusammenhänge. Da sind westeuropäische Medien nicht anders gepolt als Menschenrechtsorganisationen in der Türkei.

Die Konstruktion von Maskulinität ist dabei untrennbar von einer gewissen Form der Nationalität und der Religiosität. In der Moschee vergewissert *Er* sich seiner Virilität nicht anders als im Staat, im Café, beim Wehrdienst oder im Fußballstadion. Der türkische Mann ist Muslim. Der türkische Mann ist Sunnit. Aber vor allem liebt der türkische Mann sein Vaterland. Er hat immer eine Ehre zu verteidigen; wer mag da im Einzelfall sezieren, ob es dann gerade die maskuline ist, die muslimische oder die türkische? In sein Selbstverständnis, das kaum Platz läßt für Andere, passen dabei weder Transfrauen noch Transmänner. Denn der türkische Mann muß vor allem eines können: sich kopieren, mehr werden. Kann er nicht zeugen – oder weigert sich gar, indem er sich kastrieren läßt –, kann er gar nicht Mann sein.

Ethnizität, Religion, Geschlecht, vor allem aber Geschlechtseindeutigkeit sind neben vielen anderen Merkmalen in den Köpfen der

„normalen" Menschen nicht voneinander zu trennen , das sollte man sich stets aufs neue klarmachen. Daß sich eine Lesbe mit ihrer sexuellen Identität herumschlägt, weil sie sich damit herumschlagen *muß*, heißt nicht, daß eine nicht-lesbische Frau das auch tut. Dieselbe Lesbe problematisiert ja eventuell auch nicht die Konstruktionsbedingungen ihres „Frau"-Seins auf die Art, wie es Transidente tun *müssen*. Der Identitäten-Marathon, den Menschen zeitlebens absolvieren müssen, die „anders" sind, betrifft die Zuschauer nicht in dem Maße. Auf das Thema dieses Artikels bezogen bedeutet das zum Beispiel, daß es dem Patriarchen vollkommen egal sein kann, wen er penetriert. *Er* ist die Herrschaft. Ihm gereicht selbst noch zum Vorteil, daß er seinen Kumpels erzählen kann, er besorge es sogar Geschlechtsgenossen.

Bist du schwul – oder Mann?

Wo nach westeuropäischen Identitätskonzepten Homosexualität attestiert werden müßte, braucht der türkische Mann sich keine Sorgen zu machen. Ganz ähnlich der Situation in den katholischen Mittelmeeranrainern entscheidet nicht das Geschlecht der Partnerin oder des Partners über die „sexuelle Orientierung", sondern die *Rolle*, die der Betreffende in der Interaktion einnimmt. Insertiver Analverkehr schadet einem Mann als *Mann* beispielsweise nicht. Seine Geschlechtsidentität bleibt unberührt. Anders rezeptiver Analverkehr: Wer sich penetrieren läßt, kann nicht *Mann* sein, dann doch eher Frau, schwul oder eben – realistischer betrachtet – ... *Loch*.

Wer langsam den Eindruck bekommt, hier gehe etwas nicht mit rechten Dingen zu, weil doch Äpfel mit Birnen verglichen werden, irrt nicht. Und hat doch auch nicht Recht. Denn auch für das beginnende 21. Jahrhundert läßt sich konstatieren, daß selbst die überwältigende Mehrheit der „Schwulen" in der Türkei sich zunächst „im falschen Körper" fühlt. Denn wer als Mann Männer begehrt, ist nicht homosexuell, sondern „Frau". Transsexualität und Homosexualität werden oft praktischerweise gar nicht erst begrifflich differenziert.

„Bülent Ersoy will doch keine Frau werden", lautet diese Schlagzeile der Zeitschrift „hey". Als sie es doch „wurde", verhängte die Militärregierung vom 12. September 1980 ein Bühnenverbot. Damit war sie des Landes verwiesen und lebte in Berlin. Das Verbot wurde erst in der Özal-Ära aufgehoben. Bülent Ersoy war die erste Transfrau der Türkei. Ihretwegen wurden Gesetze erlassen, die es Transpersonen ermöglichen, einen Ausweis in der jeweils anderen Farbe zu bekommen. Sie ist bis heute eine hochverehrte Interpretin klassischer türkischer Musik.

Rosa und himmelblaue Ausweise

Vielleicht deswegen verwundert es kaum, daß viele zum Arzt gingen, sich operieren ließen, um dann qua Gerichtsbeschluß ihre gespeicherten Daten in diesem Punkt ändern zu lassen. Daran mochte sich auch lange niemand stören. Erst das neue Zivilgesetz hat in dieser Frage eine individuelle Gedankenpause ermöglicht. Allzu unreflektiert gingen vorher zwei Generationen in diesen irreversiblen Prozeß, der die dichotomische Einteilung in rosafarbene und blaue Identitäten als Ausgangsbasis hat und mehr über den unwohlen Blick der Nicht-Transfrauen sagt als über die Transfrauen. Oksan Öztok von der „Plattform für menschenwürdiges Leben" (Ankara), der einzigen expliziten Transsexuellenorganisation des Landes, spricht von einer Vielzahl von Personen, die erst nach der genitalanpassenden Operation gemerkt hätten, daß sie gar nicht im falschen Körper, sondern einfach in der falschen Gesellschaft gelebt haben. Viele, die als Transvestiten hätten glücklich sein können, begingen Selbstmord.

Staatlicherseits wird heute verlangt, daß Bürger oder Bürgerinnen, die sich einer genitalanpassenden Operation unterziehen wollen, persönlich einen Antrag bei Gericht einzureichen haben. Sie müssen ihr achtzehntes Lebensjahr vollendet haben, dürfen nicht verheiratet, müssen aber transsexuell sein. Ferner muß eine „dauerhafte Fortpflanzungsunfähigkeit" (!) attestiert werden. Solche Berichte stellen Lehr- und Forschungskrankenhäuser dann tatsächlich auch aus. Eine „in Zweck und medizinischer Hinsicht entsprechende Operation" führt schließlich dazu, daß neben den geschlechtsspezifisch farbigen Personalausweisen auch alle anderen staatlichen, halbstaatlichen sowie privaten Dokumente umgetauscht werden können.

Daß dies nur der offizielle Teil der Prozedur ist, soll hier nicht verschwiegen werden. Denn wie bei Schwulen und Lesben ist der staatliche Umgang mit dem Thema sehr viel harmloser als der gesellschaftliche. Expertinnen schätzen die Zahl der wegen ihrer Geschlechtsidentität Verstoßenen auf weit über neunzig Prozent der Fälle. Zum innerfamiliären Druck kommt noch die Umgebung hinzu. Was werden die Nachbarn und der weitere Familienkreis sagen? Kann es sich die Familie leisten, wegen der Geschlechtsidentität der Tochter oder des Sohnes isoliert zu werden? In einer armen Gesellschaft sind die Solidarität der Menschen und der Zusammenhalt untereinander wichtig – das bedeutet allzu oft jedoch auch Einmischungsrecht und gegenseitige Kontrolle.

Eigene Strukturen und dreizehn Todesfälle

Analoge Nachbarschafts- und Solidaritätsstrukturen wurden Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre teils auch unter Transvestiten und Transfrauen aufgebaut. Hatten die einzelnen Aktionen seit 1986/87 kein Kollektiv geschaffen, das politisch gegen die Anfeindungen und die Gewalt vorgehen konnte, gab es nun einen informellen Zusammenschluß:

Repro: Gigi

In der kleinen Istanbuler Ülkerstraße wohnten und arbeiteten siebzig Transfrauen und Transvestiten zusammen in einer Art Groß-Kommune. Die Beziehungen zur Nachbarschaft waren keineswegs ideal, aber auch nicht außergewöhnlich schlecht. Die Kleinunternehmer verdienten gut an den neuen Bewohnerinnen und die Kundschaft wußte, wohin sie gehen mußte. Vor allem für Leute, die neu in die Szene kamen, war die Infrastruktur in der Ülkerstraße ein Paradies. Während damals außerhalb Istanbuls kaum eine oder gar keine Perspektive sichtbar war, gab es hier wenigstens eine privat organisierte Wohlfahrt: Wer krank war, wurde gepflegt, wer keine Wohnung hatte, konnte unterkommen, wer kein Geld hatte, bekam trotzdem zu essen.

Schon damals gab es enormen Druck seitens der Polizei, aber verstärkt wurde er erst im Zuge der Vorbereitungen zur UN-Konferenz Habitat II, zu der in kürzester Zeit das Stadtbild gesäubert werden sollte. Diesbezüglich waren die Bewohnerinnen der Ülkerstraße zwar nur eine der betroffenen Gruppen, aber eben eine, bei der besonders perfide Methoden angewandt wurden. Türen wurden eingeschlagen, die Nachbarschaft wurde angestachelt, die Bewohnerinnen zum Teil in Provinzstädte deportiert – oder es wurden ihnen die Haare abgeschnitten, was zum einen das Selbst- an das Fremdbild anpassen, sie andererseits aber auch einer ihrer Arbeitsgrundlagen berauben sollte. Am 26. Mai 1996 wurde am Eingang der Straße ein Tisch aufgestellt, der mit einer *Nationalflagge* bedeckt war. In Richtung der zerbrochenen Fensterscheiben und der Brandspuren brüllte die umstehende Gruppe von Polizisten: „Die Nachkommen von Fatih Sultan Mehmet sind doch keine Schwuchteln!" Neben dem Bezug auf die *türkische* Republik zeigt vor allem der Rückgriff auf Osmanische Geschichte das Spannungsfeld, innerhalb dessen die Auseinandersetzung mit Transsexualität stattfindet. Sultan Mehmet II. hatte Byzanz belagern lassen und die Stadt 1453 eingenommen. Dafür bekam er den Beinamen Fatih – „der Eroberer". Neben *Militarismus* und *Heldentum* stehen Verweise auf das Osmanische Reich in der Türkei allerdings immer auch im Verdacht, die damals unbeschadete *Synthese zwischen Religion und Politik* zu betrauern ...

Dreizehn Transvestiten starben in jenem Jahr, nur wenige widerstanden und blieben unter erschwerten Bedingungen – der Rest zog in andere Viertel um und lebte wieder isoliert. Nur wenige nehmen die Kulturzentren von Lambdaistanbul und KAOS GL (Ankara) in Anspruch, denn einerseits leben die meisten Transsexuellen und Transvestiten wegen ihres Berufs nachts, und andererseits ist auch in solchen Räumen eine gewisse Transphobie nicht von der Hand zu weisen. Wo schon Schwule und Lesben Probleme haben, sich untereinander zu verstehen, obwohl sie in punkto Geschlechtseindeutigkeit wenigstens eine gemeinsame Basis haben, fällt es Schwulen wie Lesben schwer, mit Transsexuellen umzugehen, von denen sich die meisten als „heterosexuell" definieren.

Seit dem letzten Jahr erscheint in Istanbul eine Zeitschrift unter dem Namen *Gaci*, ein Fanzine, das von Transfrauen und Transvestiten gemacht und an Freundinnen und Verbündete weitergegeben wird. Es bleibt abzuwarten, ob sich dieses Projekt als Plattform etablieren wird, um wieder eine Transsexuellen-Bewegung zum Laufen zu bringen.

Exhibitionismus und Schamlosigkeit

Zu tun wäre neben den Bereichen Diskriminierung auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt in erster Linie etwas gegen die Praxis der Polizei, die seit ein, zwei Jahren wahl- und ziellos Transvestiten und Transsexuelle aufgreift, wo und wann immer es ihr gefällt, egal, ob diese sich gerade in öffentlichen, halböffentlichen oder privaten Räumen aufhalten. Aufgrund eines bestimmten Paragraphen im neuen Strafgesetzbuch werden gegen die Opfer Geldstrafen zwischen 100 und 700 Neuen Türkischen Lira (etwa 60 bis 400 Euro) verhängt. Die Begründung: Sie seien „Exhibitionistinnen" und „betrieben Schamlosigkeit in der Öffentlichkeit". Der durchschnittliche tägliche Verdienst einer Sexarbeiterin liegt nach Aussage der Transsexuellen-Aktivistin Demet Demir[1] bei etwa 60 Lira (33 Euro), wobei mit einer immens hohen Miete gerechnet werden muß. Dazu kommt immer auch ein täglicher Besuch beim Coiffeur. Im Endeffekt bewirken die Geldstrafen neben der Kriminalisierung also auch eine Prekarisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse – vor allem, da an dieselbe Person eine Strafe nach der anderen ausgestellt werden kann. Schließlich ist der Tatbestand in den Augen der Festnehmenden offensichtlich vollkommen irrelevant; es geht allein um die Geschlechtsidentität.

Während aufgrund des Drucks seitens der Europäischen Union die Haftbedingungen und die Behandlung in den Polizeirevieren deutlich besser geworden sind, findet auch Folter in der Türkischen Republik weiterhin systematisch statt. Nur haben sich die Orte nach draußen verlagert und gibt es andere Prozeduren. Mittlerweile müssen Menschen, die festgenommen werden, vor dem Verhör ins Krankenhaus gebracht werden, um ihren Gesundheitszustand zu dokumentieren, damit später eventuelle Folterspuren besser erkannt werden können. Das hält die Behörden aber nicht davon ab, Menschen im Auto, auf der Straße, unter Brücken und auf Baustellen zu foltern – und dort ihrem Schicksal zu überlassen. Wer nicht offiziell verhaftet wurde, muß nicht ins Krankenhaus und hat es später sehr schwer, Anklage zu erheben, weil nicht einmal Aufzeichnungen einer Inhaftnahme vorliegen. Transvestiten und Transfrauen erfahren wie Cisfrauen[2] neben den „gewöhnlichen" Foltermethoden überdurchschnittlich oft sexualisierte Gewalt.

Flucht und Asyl und politische Teilhabe

Vor einem Dasein unter diesen Bedingungen ins Ausland zu fliehen, ist eine der möglichen Optionen. Allerdings ist aus der Erfahrung und der Perspektive der Bundesrepublik Deutschland zu sagen, daß die wenigen, die irgendwo akzeptiert werden, oft sehr enttäuscht sind, wenn sie in einem Lager wohnen müssen oder kein Bargeld erhalten. Aus dem erträumten Leben als Prinzessin wird selten etwas, denn allzu groß sind die Diskriminierungserfahrungen, die Flüchtlinge und Asylbewerber/innen in Deutschland wie in anderen westeuropäischen Staaten machen. Es sind auch schon Transvestiten nach Westeuropa geflohen, dort zu einem bärtigen Muslim geworden und entweder als Nationalisten oder als Religiöse wieder zurück in die Türkei gezogen.

Die Situation von Transidenten, die das Land nicht verlassen können oder verlassen wollen, ist in den letzten Jahren immer mehr zum Gegenstand sachlicher Debatten worden. Nicht nur die lesbisch-schwulen Organisationen in der Türkei haben damit angefangen, über das Thema zu sprechen, ohne Transvestiten und Transsexuelle von vornherein im beliebten Kürzel „LGBT" zu vereinnahmen – und damit unsichtbar zu machen. Es entwickelt sich ein Bewußtsein dafür, daß der T-Teil dieser Organisationen nie besonders ausgeprägt war, weder personell noch inhaltlich. Aus ökonomischen Zwängen, aber auch wegen interner Ausschlußmechanismen sind transidente Menschen in LGB-Strukturen wiederum zur Minderheit gemacht worden, obwohl sie es waren, die als besonders Sichtbare auch die Homosexuellen-Bewegungen ins Rollen brachten. Die neuere Entwicklung in der Türkei zeigt, daß Zusammenarbeit punktuell und langfristig möglich ist. Daß viele Transsexuelle auch in Frauenorganisationen oder in den politischen Bewegungen ethnischer Couleur mitarbeiten,

Weitere Informationen zum Thema:
www.insancayasam.com (Transfrauen, Ankara)
www.lambdaistanbul.org (LGBT, Istanbul)
www.gaci.org (Zeitschrift, Istanbul)
www.kaosgl.com (LGBT, Ankara)
www.gladt.de (LGBT, Berlin)

zeigt zum einen, daß es längst nicht mehr so schlimm ist; es zeigt aber auch, daß die Geschlechtsidentität nicht das einzige ist, um das herum sich Transidente organisieren möchten.

Transfrauen = Transmänner?

Transmänner scheinen zu verschwinden. Während der Recherche für diesen Artikel habe ich mit einigen Aktivistinnen der Transsexuellen-Bewegung in der Türkei gesprochen. Die Frage nach der Situation von Transmännern war Gegenstand eines jeden Gesprächs. Allerdings kam von allen Gesprächspartnerinnen der Hinweis, sie lernten immer mal wieder Transmänner kennen, diese würden aber nie Teil der Bewegung werden; im Gegenteil würden sie sich sogar intensiv darum bemühen, ihre Spuren zu verwischen.

Transmänner wie Transfrauen sind gleichermaßen konfrontiert mit einem Geschlechter-System, das anatomisch wie gesellschaftlich auf Eindeutigkeit wert legt. Sowohl das individuelle Begehren als auch andere Ordnungen in der Gesellschaft gehen damit einher. Die *Rolle* der Tochter ist eine andere als die des Sohnes – jenseits der Rollen Eltern und Kind. Die Rolle des *Ernährers* ist eine andere als die von *„Frau"* und *Kind*. Affiziert sind aber auch unsere Ängste, Freuden und hohes beziehungsweise mangelndes Interesse an bestimmten Themen. Geschlechtsidentität ist – wie sie Teil unserer Selbstwahrnehmung ist – immer auch etwas, das unsere Wahrnehmungen vom Rest-Leben bestimmt.

Es steht zu vermuten, daß in einer solchen, die Geschlechter stark trennenden Gesellschaft (samt praktischer Überbewertung des einen Geschlechts und symbolischer Aufladung des anderen) das Streben nach Maskulinität sozial akzeptierter ist als das Streben nach Femininität: Beim einen steigt man empor, beim anderen hinab auf der Machtleiter der Gesellschaft – und das freiwillig. Insofern ist das Verschwinden-Wollen von Transmännern eine nur allzu verständliche Sache.

Aus den Gesprächen im Vorfeld war allerdings auch klar herauszuhören, daß zum Beispiel das traditionelle Heiratsprozedere bei Transmännern nicht so einwandfrei funktioniert. Die Familie des Bräutigams besucht die Familie der Braut, man will um ihre Hand anhalten – und bekommt ein Nein, weil der dann ehemalige Zukünftige zeugungsunfähig ist. Es heißt, „so einer" könne keine Frau glücklich machen. Darüber hinaus ist aber aus zahlreichen mündlichen Berichten bekannt, daß Transmänner mit anderen im Café sitzen und Backgammon spielen.

Streß, Resignation und sicher zu einem guten Teil auch die Identifikation mit herkömmlichen Erwartungen und Vorstellungswelten gibt es fraglos auch bei Transfrauen. Ebenso können *sie* verschwinden – oder zumindest verschwinden wollen. Der Wunsch nach Rückzug in die Unsichtbarkeit traditioneller (gegengeschlechtlicher) Ehe ist vielen keineswegs fremd. Sie wollen besonders „weibliche" Mode tragen oder entscheiden sich bewußt für ein Kopftuch. Transfrauen haben nicht zuletzt zu gewärtigen, daß häusliche Gewalt ein integraler Bestandteil von Partnerschaft sein muß. Es nimmt somit nicht wunder, daß viele Transfrauen Partner haben, die sie mißachten, schlagen oder berauben. Insofern ist das Leben zu Hause nicht wirklich anders als das auf der Straße ...

Millionen trauerten um den am 24. September 1996 während eines Auftritts verstorbenen Sänger Zeki Müren: „Die Musikwelt wird Dich nicht vergessen", verlautbart das Transparent. „Die Sonne unserer Kunst" wollte nie schwul sein. Der effeminierte Star, der sogar behauptete, er habe mit mehreren hundert Frauen geschlafen, hatte nach Bülent Ersoys Operation nicht mehr mit der Kollegin sprechen wollen. Sein Tod löste die größte nationalisierte Trauerwelle seit dem Tod Mustafa Kemal Atatürks aus.

Anmerkungen

[1] Siehe dazu das ausführliche Interview mit Demet Demir auf den nachfolgenden Seiten

[2] Cis = zugeordnetes Geschlecht und empfundenes Geschlecht sind identisch. (nach: Deutsche Gesellschaft für Transidentität und Intersexualität e.V. – www.dgti.org)

Foto: Die Generaldirektion für Presse und Information beim Türkischen Ministerpräsidenten

Ich verlor 60 Prozent meiner Freundinnen, bevor sie 30 wurden

Demet Demir wurde 1961 in Yalova geboren, rund 60 Kilometer südlich von Istanbul. Linkspolitische Aktivistin seit 1979, wurde sie nach dem Militärputsch 1980 zu 15 Monaten Haft verurteilt, von denen sie acht verbüßte. Aufgrund ihrer Transidentität verlor sie mehrfach den Arbeitsplatz und wurde auch von der Polizei gefoltert. 1988 trug sie das Thema in die noch junge türkische Homo-Bewegung. Im Jahr darauf gründete sie die erste Kommission für sexuelle Minderheiten beim Türkischen Menschenrechtsverein (HRO). Ihre eigene genitalanpassende Operation erfolgte 1995. Mit der in Istanbul-Beyoglu lebenden und international bekannten Transsexuellen-Aktivistin sprach KORAY YILMAZ-GÜNAY

Demet, du bist 2004 im Alter von 43 Jahren in Rente gegangen. Was hast du vorher gemacht?
Ich hatte ein paar kurze Jobs, aber 24 Jahre lang habe ich als Sexarbeiterin verbracht. Die kleinen sozialversicherungspflichtigen Jobs davor haben mir dann die Möglichkeit gegeben, die ausstehenden Beiträge auf mein Rentenkonto nachzuzahlen, so daß ich in Rente gehen konnte.

24 Jahre in der Sexindustrie sind eine lange Zeit. Hattest du es nie satt?
Neunundneunzig Prozent der Transvestiten und Transsexuellen in der Türkei sind in der Sexarbeit – und das bestimmt nicht, weil es sich alle ausgesucht haben. Es ist fast ausgeschlossen, mit unserer Geschlechtsidentität eine andere Arbeit zu finden. Und wenn du essen und einen Unterschlupf haben willst, dann mußt du eben arbeiten. Das sind Grundbedürfnisse, die befriedigt sein wollen.

Ist Prostitution in der Türkei denn legal?
Von Rechts wegen ist sie nicht verboten. Sie findet nur offiziell unter staatlicher Kontrolle statt. Ich weiß nicht, um wie viele Personen es sich dabei offiziell handelt, aber die Handelskammer von Ankara hat gerade von über 100.000 Frauen gesprochen. Reglementierte Bordelle nehmen allerdings keine Transvestiten auf und Transsexuelle nur, wenn sie einen rosafarbenen Personalausweis haben[1] und gerade eine Stelle frei ist. Immerhin gibt es dann dort Kranken- und Rentenversicherung ...

Die meisten Transvestiten und Transsexuellen arbeiten in Clubs oder auf der Straße. Das ist sehr anstrengend – und vor allem gefährlich. Du wirst beraubt, geschlagen, die Polizei ist gegen dich, wenn du dich mal traust, eine Anzeige zu erstatten. Vor allem aber hast du gar keine Absicherung.

Wie kommt man an so einen rosafarbenen Ausweis, von dem du gesprochen hast?
Früher war das einfacher, du ließt dich operieren, gingst vor Gericht, und deine Personenstandsdaten wurden geändert. Danach hattest du einen rosa Ausweis. Neuerdings müssen Leute mindestens zwei Jahre Therapie durchmachen, bekommen dann ein Gutachten, und ein Gericht entscheidet darüber, ob man die genitalanpassende Operation durchführen lassen darf oder nicht. Du darfst dabei nicht verheiratet sein. Deine Fortpflanzungsfähigkeit muß eingeschränkt sein und weitere absurde Kriterien. Die OP kostet in einer staatlichen Klinik etwa 1.500 Dollar, bei einem Arzt, den man sich aussuchen kann, das Fünffache.

Erfahrt ihr Unterstützung seitens eurer Partner?
Ha! [*lacht*] Die meisten haben keinen richtigen Partner. Ich meine, sie träumen alle von ganz gewöhnlichen heterosexuellen Typen und finden sie auch. Die sind aber gar nicht fähig, uns wirklich zu lieben. Sie beuten uns aus, schlagen uns und beklauen uns dann auch noch. Sie verstehen sich schon als Hetero-Männer, die meisten sind aber natürlich bisexuell. Wenn du Transvestit bist, wollen sie sich oft ficken lassen und sagen dann aber, daß du dir den Schwanz abschneiden lassen sollst. Viele Transvestiten wollen das nicht, aber die Männer üben dann Druck aus, schlafen mit Frauen oder drohen – und schwupps, sind die Transvestiten überzeugt.

Viele bereuen den Schritt, aber die OP ist nicht rückgängig zu machen. Es kommt schon auch vor, daß Mädels deswegen Selbstmord begehen. Das ist diese Sozialisation. Wir lernen, daß du feminin sein mußt, wenn du auf Männer stehst. Und für viele ist dann schon der nächste Schritt das Frau-Sein.

Wie nehmen die Familien diesen Schritt auf?
Ich kenne kaum Transsexuelle, die ein gutes Verhältnis zu ihrer Familie haben. Die meisten werden ignoriert. Nur wenn die Mädels ihre Eltern oder Geschwister finanziell unterstützen, werden sie akzeptiert. Stirbt jedoch eine, sind selbst die schlimmsten Eltern schnell hinter dem Erbe her. Ich habe allerdings den Eindruck, daß das bei städtischen Familien sehr viel einfacher ist.

Ist das ein Motor für die Transsexuellen-Bewegung?
Na ja, die meisten sind nicht besonders politisch. Sie tragen schwer genug an der Bewältigung des Alltags. Aber klar bist du immer gefordert. Wenn eine Lesbe oder ein Schwuler sich zurückhält und versteckt, ist es relativ einfach. Obwohl die ja auch oft genug ihren Job verlieren. Aber als Transsexuelle oder als Transvestit wirst du sofort gesehen und erkannt. Und gleich in dem Augenblick fangen Anfeindungen und Angriffe an. Da machen auch die paar Berühmten nichts aus. Bülent Ersoy und Zeki Müren wurden auf der Bühne immer ausgiebig beklatscht. Hast du aber nicht die Freiräume einer Künstlerin oder eines Künstlers, wirst du auf der Straße zusammengeschlagen.

Du bist quasi automatisch mit Gewalt und/oder mit der Polizei konfrontiert. Die Sichtbarkeit führt zu einer anderen Einstellung gegenüber dem Leben. Deswegen vielleicht ist die Transsexuellen-Bewegung – wie überall auf der Welt – vor der Lesben- und Schwulenbewegung losgegangen. 1986 haben wir erste Hungerstreiks und Sitzblockaden gemacht.

Wie sind denn die Erfahrungen mit der Polizei?

Ach ... Die interessieren sich im besten Fall nicht für uns. Keiner, der uns was tut, wird gefaßt. Und wenn zufällig doch, dann, weil er auch noch anderen was getan hat, dann kommt er meist ohne Bestrafung wieder frei.

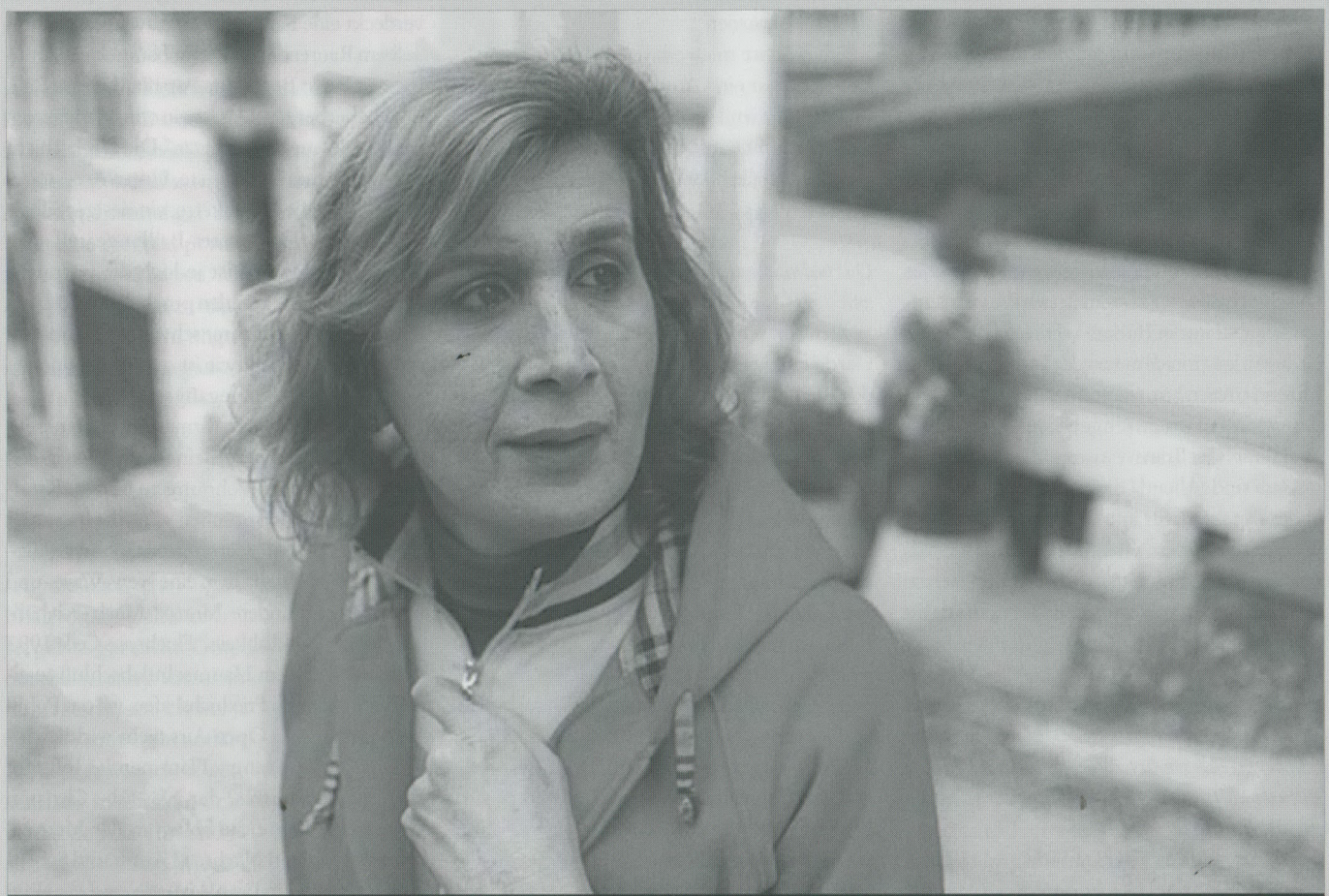
Oft ist die Polizei selbst noch gewalttätig gegen uns. Früher wurdest du aufgegriffen und zum Revier gebracht, dann geschlagen, belästigt oder vergewaltigt. Seitdem sie die Mitgenommenen vor dem Revier noch ins Krankenhaus bringen müssen, verlagert sich das. Jetzt werden Menschen aufgegriffen, im Auto verprügelt und beraubt und dann gehen gelassen. Ins Revier kommt man nicht mehr so leicht.

Bist du selbst schon einmal verhaftet worden?

Ich bin in 26 Jahren politischem Kampf und 18 Jahren Emanzipationsbewegung zweimal verhaftet worden. Das erste Mal war es allgemein politisch, Anfang der 90er Jahre wegen meiner Geschlechtsidentität. Der damalige Hauptkommissar Süleyman Ulusoy hatte uns, sieben, acht Personen, an einem Samstag aus unseren Wohnungen holen lassen und uns mit einem Schlauch grün und blau geschlagen. Das ist ja sein landesweit bekannter Spitzname: Schlauch-Süleyman. Ich habe als Einzige gesagt, du darfst mich nicht verprügeln. Ich habe über den Menschenrechtsverein am Montag eine Anwältin kommen lassen, Eren Keskin, die dann aber so gefoppt wurde, daß wir insgesamt fünf Tage saßen. Fünf Tage Bestechungsversuche, sexuelle Belästigung und Vergewaltigung. Ich habe ihn dann verklagt, mit einer anderen bin ich auch an die Presse gegangen. Herausgekommen ist da nichts. Aber immerhin hat die Polizei gesehen, daß auch eine Transsexuelle Verteidigung finden kann. Als er mich dann später zufällig auf der Straße sah, ließ er sofort eine Mannschaft kommen. Ich wurde mitgenommen wegen „Homosexualität". Als ich sagte, ich sei *transsexuell* und im übrigen sei auch Homosexualität nicht verboten, fragte er, wo das stehe. Ich sagte, in einem Gesetz, das auf Atatürk zurückgeht. In der Folge wurde ich angeklagt, weil ich gesagt haben sollte, Atatürk sei schwul. Nach einem zwei Monate dauernden Prozeß wurde ich freigesprochen.

1996 kam der Schlauch wieder. Vor der Habitat-Konferenz der UNO wurde er wieder nach Beyoglu versetzt. Da wurde unser Viertel, in dem viele Transsexuelle wohnten und arbeiteten, „gesäubert". Es blieben sieben oder acht Leute, ein Jahr hielten wir es ohne Wasser und Strom mit Suppe und Nudeln aus. Erst als ich 1997 den Felipa de Souza Award bekam[2], lockerten sich die Bedingungen etwas.

Heute ist Süleyman Ulusoy Geschäftsführer in einem Restaurant; wegen eines dokumentierten Folterfalls wurde er zu 21 Jahren verurteilt, nach einer Amnestie kam er auf Bewährung frei.



Transsexuellenaktivistin Demet Demir: „Wir würden selbst in Burkas von der Polizei als Exhibitionistinnen mitgenommen werden."

Woran scheitert es, daß Täter bestraft werden?

Wir sind eine eingeschüchterte Gesellschaft. Das betrifft alle. Aber Transvestiten und Transsexuelle verdienen ihr Geld zusätzlich mit Sexarbeit. Und die machen sie nachts. Wir sind jederzeit mit Gewalt konfrontiert, unsere Freundinnen sterben bei Unfällen an Autobahnen, wo sie anschaffen gehen. Wir stehen spät auf, weil wir spät ins Bett gehen. Wenn eine mal den Mut aufbringt, eine Anzeige zu erstatten, fehlt ihr meistens die Kraft, den Prozeß zu verfolgen und sich guten Rat zu holen. Und die wenigen Anwälte, die sich unserer Sache annehmen, sind ein ganz anderes Kapitel.

Interessiert sich der Menschenrechtsverein dafür?

Ich bin seit 1989 Mitglied und habe da eine Menge zu Frauenrechten und Homo-/Trans-

Foto: privat

Rechten gemacht. Aus diesem Engagement heraus habe ich auch 1999 als erste Transsexuelle bei den Kommunalwahlen kandidiert und hatte eine breite Rückendeckung. Allerdings gibt es auch da viele Leute, die homo- oder transphob sind. Sie sagen: „Es ist okay, wenn die auch Rechte haben, aber es geht auch ohne. Eher geht es aber ohne." Wir gehen oft zu den Protestaktionen des Menschenrechtsvereins, aber zu unseren Aktionen kommen immer nur die Antimilitaristen und Kriegsdienstgegner. Bei der Pride-Demonstration 2005 haben uns dreißig Antimilitaristen unterstützt!

Seit zwei Jahren gibt es hohe Geldstrafen, die gegen uns verhängt werden. Allein wegen unserer Geschlechtsidentität. In dieser Frage hat uns eine Anwältin vom Menschenrechtsverein sehr geholfen. Wir werden auf offener Straße, im Supermarkt oder sonstwo einfach mitgenommen. Die Begründungen sind immer „Exhibitionismus" und „öffentliche Schamlosigkeit". Ich verstehe darunter, jemandem das Geschlechtsteil zu zeigen, in der Praxis könnten wir aber nur in Burkas auf die Straße gehen und würden trotzdem von der Polizei als „Exhibitionistinnen" mitgenommen werden! Die Anwältin hat also nachgewiesen, daß Transsexualität oder Transvestismus nicht exhibitionistisch sind. Aber da die wenigsten bereit und in der Lage sind, für ihre Rechte lange Prozesse in Kauf zu nehmen, zahlen sie lieber diese Geldstrafen. Das können dann auch schon einmal die Einnahmen von zehn Tagen sein, die dafür draufgehen.

Du bist aktiv bei Lambda Istanbul, einer Organisation, die explizit als Lesben- und Schwulengruppe angefangen hat. Wie offen ist Lambda im Bezug auf Transvestiten und Transsexuelle und eure Bedürfnisse?

Ich bin seit 1995 bei Lambda und zähle da mittlerweile zum Urgestein. Bei mir kommt natürlich auch meine Popularität dazu, aber ich denke schon, daß wir akzeptiert werden. Natürlich sind die Schwulen in der Überzahl – und die verstehen nicht einmal die Lesben. Das sind diese typischen Frauen-/Männergeschichten. Und Transphobie gibt es auch, klar. Unter den Transvestiten und Transsexuellen gibt es aber auch Homophobie. Diese Sachen nehme ich als herkömmlich wahr, mit der Zeit legen sie sich. Ich beobachte das vor allem bei den Leuten, die erst ein paar Mal da waren.

Welche Perspektive siehst du für dich?

Sexarbeit ist jedenfalls keine. Wenn du vierzig bist, kannst du nichts mehr sparen, wirst aber noch satt, gegen fünfzig ist es dann vorbei. Wenn du nicht vorgesorgt hast, fangen dann die Probleme an. Ich wüßte nicht, ob ich ins Altersheim soll. Lesben und Schwule können sich da verstecken, wie sie es lernen, überall zu tun, aber als Transsexuelle hast du Probleme, wenn die Stimme etwas tiefer ist, wenn du behaart bist oder viel zu groß für eine Frau. Ich meine, die nehmen uns ja teilweise nicht mal im Krankenhaus auf wegen unserer Geschlechtsidentität.

Aber die meisten Transvestiten und Transsexuellen werden ja nicht einmal vierzig. Wir machen immer Witze darüber, daß wir Glück haben. Die meisten sterben viel früher. Autounfälle, Gewalt und Folter, erhöhter Drogengebrauch ... Ich schätze, daß ich sechzig Prozent meiner Freundinnen verloren habe, bevor sie dreißig wurden.

Ich möchte mich ein paar Monate zurückziehen, um meine Autobiographie zu schreiben. Es gibt im LGBT-Spektrum nicht mehr viele Menschen, die die Zeit vor dem Militärputsch, also die 80er und die 90er Jahre erlebt haben.

Das bedeutet, daß die aktive Zeit für dich vorbei ist?

So lange ich die Kraft habe und noch lebe, werde ich weiter kämpfen. Aber ich möchte das Buch schreiben, damit die Nachwachsenden nicht alles von neuem erfinden müssen und damit das Wissen erhalten bleibt.

Wir müssen sowohl Homo- als auch Transphobie bekämpfen – und am besten besiegen. Das geht am besten, wenn die Schritte aufeinander aufbauen. Wir wollen heute zum Beispiel, daß die Quoten, die für Menschen mit Behinderung und für ehemalige Strafgefangene gelten, übergangsweise auch für uns gelten. Jedes größere Unternehmen sollte Transsexuelle einstellen müssen. Vielleicht wollen das die Menschen irgendwann nicht mehr, weil die Quoten überflüssig geworden sind, aber im Moment sind sie nötig, das versteht man nur, wenn man unsere Zeit versteht.

Wir wollen, daß Transsexuelle sich den Therapeuten oder die Therapeutin selbst aussuchen dürfen, die sie seit kurzem aufsuchen müssen. Bisher entscheidet irgendwer darüber, nur nicht die Klientin. Wir wollen, daß die Therapie und die Hormonbehandlungen von der Krankenversicherung bezahlt werden, daß es eine Arbeitsplatzgarantie gibt für die, die ihr Geschlecht anpassen lassen. Bisher haben nur Lehrerinnen und Lehrer das Recht, den Beruf weiter ausführen zu dürfen, sie werden nur versetzt. Allen anderen droht eine Kündigung und damit der Weg in die Zwangsprostitution.

Anmerkungen

[1] In der Türkei bekommen Neugeborene einen rosafarbenen (Mädchen) beziehungsweise blauen (Jungen) Personalausweis. Ein Farbwechsel kommt nur für Personen in Frage, die eine genitalanpassende Operation machen lassen.

[2] Preis der International Gay and Lesbian Human Rights Commission für AktivistInnen im Bereich Menschenrechte von Lesben, Schwulen und Transidenten.

Keine Mutter, die in der kalten Jahreszeit nicht zum Zwiebellook riete: lieber viele dünne Kleiderschichten als wenige dicke. Fatma scheint demnach mindestens so gesundheits- wie modebewußt zu sein. „Du bist früh dran", begrüßt sie mich an diesem Dezemberabend am Fahrstuhl des alternativen Kreuzberger Kulturzentrums SO 36. Wie paralysiert bin ich von dem massiven Farbangriff á la Miss Seventy: Über eine orangenen Schlaghose schwebt ein rosa Kittel mit weißer Spitzenborte; die Knopfleiste der darübergezogenen Rosé-Bluse mit langen Kragenecken verdeckt eine Kuchenblechkrawatte in braungelbem Rautendekor. Davor baumelt ein Amulett mit Papst Benedikts Porträt, das eine Reliquie beherbergt: „Das ist ein von Meßdienern mundgelesenes Schamhaar." Die Deckschicht bildet eine rote Lederweste. Unter Accessoires fallen die weiße Perlenkette, ein riesiger Silber-Ohrring sowie ein rotes Brillengestell. Am beeindruckendsten ist jedoch die purpurne Samtschleife, die kess den puscheligen Rest von Fatmas einst berühmter schwarzer Mähne zusammenhält. Irgendwie ist mir, als sei eine riesige Bonbontüte aufgegangen.

Eine erste Frage läßt Fatmas Anekdoten sprudeln. Probleme einer Alleinerziehenden in den 60er Jahren, eine Wohnung zu finden. Kindheit in Celle mit Sprüchen wie „Ihr habt hier nichts zu suchen!" Coming-out in ihrer „Hippie-Phase", die nahtlos in eine New-Wave- und Punk-Phase mündete. Motto: „Mach dich häßlich wie die Wirklichkeit." Flucht aus Celle 1982 mit nichts als dem Hauptschulabschluß zu einem Freund nach Friedrichshafen, wo das Publikum ihres ersten Open Airs nicht wirklich lustig fand, als sie sang: „Flammendes Inferno/ die Christen warn's, der Nero/die Christen sind's noch heute/die bellen in der Meute!" Obdachlosigkeit, Nächte in Autos und Scheunen, weshalb sie krank wurde und zu einer Freundin nach Ravensburg zog. Erste Kontakte zur Politszene, Arbeit im Jugendhaus, ihr „Tuntentresen" und die teils homophoben Reaktionen darauf: „Das war nicht lustig, ich war da die einzige Tunte." Leben von Sozialhilfe. Umzug 1984 ins besetzte Tuntenhaus in der Berliner Bülowstraße und Räumung durch die Polizei, worauf sie zunächst mit fünf Leuten in einer Einraumwohnung und dann in der U-Bahn campierte. Das selbstverwaltete SchwuZ, in dem sie sich nicht wohlfühlte, das nächtliche Umherstreifen durch Clubs. Daß es irgendwann nicht mehr ging. Nur: ohne Wohnung kein Job, ohne Job keine Wohnung. „Da habe ich das erste Mal meinen Arsch hochgekriegt und bei einer Hausverwaltung angerufen, und beim Sozialamt sogar die Mietkaution beschafft." Zehn Jahre blieb sie in der unbeheizten Wohnung in der Kreuzberger Urbanstraße. Sie gab erste Performances, schneiderte, malte und kam

Allein unter Deutschen

Die Großmutter hieß Fatma; sie und – lautmalerisch – die legendäre ägyptische Bauchtänzerin Nagwa Fouad standen Pate für eine Bühnenfigur des 1964 in Ankaras Stadtteil Yeni Mahalle geborenen Hakan Tandogan. Als er drei war, trennte sich die deutsche Mutter vom türkischen Vater und zog mit den Kindern nach Deutschland, wo Hakan im „grau-braunen Nest" Celle „Toni" gerufen wurde. „Allein unter Deutschen" seien sie gewesen mit ihrem türkischen Kinderpaß. Inzwischen ist Hakan selbst Fatma Souad und steht der Name für Events wie *Salon Oriental*, *Gayhane* und *Ladyhane*. Berlins bekanntestes türkisches Zwischenwesen besuchte AYKE STEDEFELDT

Foto [M]: Ayke Stedefeldt

schließlich doch noch an einen Ausbildungsplatz: Damenschneiderin. – Mädchenjahre eines Zwischenwesens.

„Damals war alles wesentlich entspannter. Erstmal gab es viel mehr Leute, die ausgeflippt rumliefen, ihren eigenen Stil hatten. Ich begann, mir selber Fummel zu nähen. Ich bin ja auch nicht ungeschminkt zu Aldi gegangen. In Kreuzberg sah man viel mehr bunte Leute als heutzutage, und die Anmache und Verfolgung von Transen, die nach der Maueröffnung einsetzte, gab es gar nicht. Gut, da hat mal jemand Votze hinterhergeschrieen, ich war ja damals schon recht auffällig, aber es war schon wesentlich friedlicher. Ich denke, daß die Türken 1989, als sich die Ossis und Wessis in den Armen lagen, sich noch mal ganz neu sortiert fühlten nach dem Motto: Die Deutschen sind sich einig, jetzt geht's uns Türken an den Kragen. Die schnippische Art der Berliner schlug urplötzlich in extreme Zickigkeit um", und unter den türkischen Einwohnern habe sie eine Art Verhärtung bemerkt, eine Unsicherheit. „Das war ein Punkt, wo sich die Stimmung massiv geändert hat. Da kommt eins zum anderen: Menschen, die aus der Fremde kamen oder hier geboren wurden, aber trotzdem wie Fremde behandelt werden, dazu schwappt diese Ghetto-Fashion aus Amerika hier rüber, wo es inzwischen bei Jugendlichen zum guten Ton gehört, sich eklig und aggressiv zu gebärden. Klar, die Medien sorgen auch für dieses Wetter, und wir wissen ja auch, wo das hinführt; es wird immer nach unten getreten, und da, wo diese Leute glauben, daß unten ist, ist halt die Tunte oder Transe das Letzte."

„Natürlich sieht man mir an, daß ich Orientale bin, und da wirst du von den 'eigenen' Leuten noch ganz anders wahrgenommen als deutsche Transen. In der Fremde bist du ja auch ein Nestbeschmutzer, und das gehört bestraft." Sei sie zum Beispiel in einem Outfit wie jetzt in Kreuzberg unterwegs, bekomme sie „ganz andere Aufmerksamkeit", als liefe sie in Schwarz herum. „Mit den langen Haaren zu Fuß zur Arbeit? Damit hat man mich noch viel öfter und aggressiver angemacht. Was besonders zum Kotzen war: Kaum war dieses weibliche Attribut weg, kriegte ich von den türkischen Jungs 'Ey, coole Frisur!' zu hören, völlig egal, ob ich da Strohhalme reingeflochten hatte. Unangenehme Sachen passierten ohne Ende, bis ich mir ein Fahrrad gekauft habe. Da hat man weniger solche Situationen, du fährst einfach durch."

Der Liberalisierung mißtraut Fatma: „Meine Mutter und mein Bruder sagen mir auch: Was wollt ihr überhaupt? Ich kriege das Kotzen. Nur, weil es diese fragwürdige Lebenspartnerschaft gibt, wird doch keine Transe, keine Lesbe und kein Schwuler weniger zusammengeschlagen. Die Verfolgung ist genau dieselbe. Sieh dir nur mal Comedy-Sendungen an, da sind Schwulenwitze immer noch salonfähig, das wird mehr und mehr. Diese Menschenkinder leben von Lachern und machen sie auf Kosten aller, die sich anbieten – außer Juden, das geht ja nicht. Aber wir stehen an der Grenze zum Judenwitz."

Fatma erzählt von Shows: im Unart-Theater, im SchwuZ und im SO 36, wo sie halbtags im Veranstaltungsbereich arbeitet, von der „Gay Oriental Party", dem „Salon Oriental", der dem Team sogar eine Einladung nach Hongkong eintrug, von „Gayhane" und „Ladyhane", deren „kleiner, großartiger Schwester", vom SO-Nachtflohmarkt. Mal war sie „Murat Meiser", mal „Elsbeth Kaschube", und war stets politisch. „Transgender und Kolonisierung waren immer unser Thema, das war schon Cabaret, so richtig mit Hauruck und Haudrauf". Außerdem gab's da noch das „homoerotische Bauchtanzwunder" – zumindest, „bevor ich die Fatma rausgelassen habe. Ich kam nicht zum Bauchtanz. Der Bauchtanz kam zu mir." Und zwar Ende der 80er, als der Bruder den Vater suchte – und fand. Der schickte ihr ein Interflug-Tikket. In Ankara feierte die Familie die „Heimkehr des verlorenen Sohnes. Nach dem Essen wurde getanzt, die Tanzenden holten die Zimbeln raus und jeder mußte mal mittanzen. Irgendwann war ich dran und machte gleich mit der Hüfte *so* ... Meine Tanten waren aus dem Häuschen, mein Vater ist rausgegangen. Er nahm mich später zur Seite und sagte mir, wie ein türkischer Mann tanzt, ohne seine Würde zu verlieren." In Berlin arbeitete Fatma mit einer Bauchtänzerin, die auch unterrichtete.

Derzeit plant sie allerdings den nichtkommerziellen Kreuzberger CSD, obwohl der letzte der allerletzte hatte sein sollen. „Ich habe auch überlegt, ob man den alten Termin beibehalten sollte. Aber seit dieses Motto rausgekommen ist, denke ich: Wenn schon, dann muß man das zeitgleich machen, damit die Leute am 24. Juni eine Alternative haben und nicht auf dem Ku'damm 'Einigkeit und Recht und Freiheit' demonstrieren müssen. Dieses Motto ist doch superpeinlich, da fehlen einem die Worte."

Hatice Ayten

Nur Mut, Zwischenstufen!

Für ihre im vergangenen Sommer anläßlich eines *arte*-Themenabends über Lesben und Schwule gesendete Fernsehdokumentation „Out of Istanbul" ist die Filmemacherin Hatice Ayten am 3. Dezember 2005 in Köln mit dem diesjährigen Felix-Rexhausen-Preis des Bundesverbands lesbischer und schwuler JournalistInnen (BLSJ) ausgezeichnet worden.

In der Laudatio zu dem bereits zum achten Mal vergebenen, mit 500 Euro dotierten Preis lobte die Jury Aytens Beitrag als „sehr differenziertes und facettenreiches Bild von der Situation türkischer Lesben, Schwuler, Transsexueller und Transvestiten, die sich in der Metropole Istanbul ihre Freiräume erkämpft haben". Der Film zeige aber auch, „daß vor allem Transvestiten und Transsexuelle häufig Mißhandlungen und Menschenrechtsverletzungen durch die Polizei ausgesetzt sind". Als besonderes Verdienst würdigte die Jury, daß es Ayten gelungen sei, „Lesben, Schwule, Transvestiten und Transsexuelle gleichermaßen und gleichberechtigt zu Wort kommen zu lassen".

Ayten hatte Interviewpartnerinnen und -partner aus Istanbul und Berlin über ihren persönlichen Weg der Selbstfindung und Selbstbefreiung befragt. „Die Interviews mit Lesben und Schwulen türkischer Herkunft, die in Berlin leben, schlagen eine Brücke zwischen der Türkei und Deutschland. Ob Istanbul oder Berlin – die Auseinandersetzung mit den türkischen Gesellschaftsnormen steht im Mittelpunkt ... Das zeigt auch das Gespräch mit einem schwulen Migranten in Deutschland, der von seiner Familie zwangsverheiratet wurde", so die Jury. Aytens „Out of Istanbul" sei ein Film, der Mut mache.

Ein Sonderpreis des BLSJ ging an Harald Raabe für das Themenheft „Homosexualität im Alter" in der Zeitschrift *Pro Alter* (3/2004) des Kuratoriums Deutsche Altershilfe.

Der seit 1998 jährlich vergebene Preis würdigt besonders publizistisches Engagement bei der Berichterstattung über Lesben und Schwule. Namenspatron ist der offen schwule WDR- und *Spiegel*-Journalist Felix Rexhausen (1932 -1992).

Bussi-Bussi, Zip-Zip!

Bei den Wiener Gemeinderatswahlen am 23. Oktober 2005 ist die Transexuelle Susanna Speckmayer für die österreichischen Grünen in das Stadtparlament eingezogen. Die Wiener Grünen erhielten bei der Wahl 14,6 Prozent der Stimmen und konnten sich um drei auf vierzehn Mandate verbessern.

Politische Arbeitschwerpunkte der Mann-zu-Frau-Transexuellen Speckmayer sind Arbeitsmarkt- und Minderheitenpolitik. Die 1968 geborene Juristin war zwischen 1998 und 2000 beim Verein „Buddy" zur emotionalen Betreuung von Menschen mit HIV/AIDS engagiert und ist seit 1999 Sprecherin der parteiinternen Homogruppierung Grüne Andersrum. Weiterhin gehört Speckmayer dem Landesvorstand der Partei an.

Im Wahlkampf hatten sich die Wiener Grünen für die gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft eingesetzt und dafür das Wort „Zivilpakt" (ZIP) erfunden. Laut Speckmayer sei der Begriff Eingetragene PartnerInnenschaft „ein sehr sperriger Begriff". Man habe auch von der Formulierung „Homo-Ehe" wegkommen wollen, „daher die Idee, ein völlig neues Wort zu kreieren, das flippig ist und auch als Verb funktioniert". Der Begriff drücke „die Einfachheit aus, mit der PartnerInnenschaften geschlossen und wieder aufgelöst werden können. Einen ZIP macht man zu und wieder auf."

Neben Speckmayer gehört auch Marco Schreuder der Ratsfraktion an. Schreuder leitete zwischen 2000 und 2001 das Schwulenmagazin *Bussi*.

Wahlfamilien pimped up

Eine durch Geschlechtsumwandlung zum Mann gewordene Mutter hat in Italien ihre frühere Schulfreundin geheiratet, meldete die in Düsseldorf erscheinende *Rheinische Post* am 5. Dezember 2005. Nach Angaben der Zeitung hatten sich die beiden in einer von Nonnen geführten Schule kennegelernt: „Elena heiratete, wurde Mutter, fühlte sich aber 'immer weniger als Frau' und ließ sich scheiden. Nach einer OP heißt sie nun Christian. Jetzt gaben sich Christian und Algia vor laufenden Kameras das Ja-Wort", berichtet das Blatt.

Unterdessen hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrecht ein bislang in Großbritannien bestehendes Eheverbot aufgehoben: Nach einer Entscheidung des Gerichts dürfen künftig Schwiegerväter und Schwiegertöchter heiraten. Wie die in Berlin erscheinende Parteizeitung *Neues Deutschland* am 23. November berichtete, gab der EU-Gerichtshof in Straßburg der Klage eines geschiedenen Mannes und der Ex-Partnerin seines Sohnes statt, denen die Behörden die Ehe verwehrt hatten. Mit dem Verbot der Hochzeit habe das britische Königreich das in der Europäischen Menschenrechtskonvention verankerte Recht auf Ehe verletzt. Nach dem Urteil muß London die Verfahrenskosten von 17.000 Euro zahlen. Die Kläger, so das Gericht, seien nur durch Heirat miteinander verwandt, deshalb könne von Inzest keine Rede sein. „Die Richter wiesen auch die Befürchtung zurück, der Sohn der Klägerin könne durch die Trennung emotional überfordert sein. Das Kind wohne seit Jahren mit dem Paar zusammen und nenne seinen Opa, der durch die Heirat sein Stiefvater würde 'Dad'", so die Zeitung.

Währendessen verurteilte das Amtsgericht Berlin-Tiergarten die Eltern eines seinerzeit 18jährigen Jungen für eine von ihnen arrangierte „Zwangsehe" (dpa) mit einem damals 13jährigen Mädchen zu achtzehn Monaten Haft auf Bewährung. Den Eltern des Gatten wurde Anstiftung zum sexuellen Mißbrauch eines Kindes vorgeworfen. Die Mutter des Mädchens war bereits zu einer Bewährungsstrafe von 21 Monaten verurteilt worden – wegen sexuellen Mißbrauchs.

Mischfarben für Aliens (1)

Eren Keskin

Die türkische Anwältin und Menschenrechtsaktivistin Eren Keskin hat die unwürdige Lebensituation von Transsexuellen in der Türkei kritisiert. Gegenüber der Berliner Tageszeitung *junge Welt* vom 27. Oktober 2005 beklagte Keskin, die Transsexuellen Istanbuls oder Ankaras verkümmerten in einem Teufelskreis aus Prostitution, Drogen, Gewalt und Ausgrenzung. „Wenn sie von der Polizei verfolgt werden, stehen viele Türken am Straßenrand und klatschen Beifall." Keskin selber erhalte „täglich Beschwerden über brutale Übergriffe und willkürliche Festnahmen durch die Polizei". Das gesellschaftliche Bild von Transsexuellen gleiche „dem von Außerirdischen". Zwar gebe es seit 1988 im türkischen Zivilgesetzbuch einen expliziten Paragraphen über Transsexualität, doch sei der „sehr kurz gefaßt und damit sehr interpretierbar". Vor Gericht müßten Transsexuelle stets ein medizinisches und psychologisches Gutachten vorlegen. Da Transsexualität als „böse Krankheit" gelte, würden Transsexuelle meist von ihren Familien verstoßen, so Keskin.

Die selbst permanenter polizeilicher Verfolgung ausgesetzte Keskin, Trägerin des Aachener Friedenspreises 2004, war Ende Oktober Gast der von den Vereinen Gays and Lesbians aus der Türkei (GLADT), dem FrauenRechtsBüro und Amnesty International in der Berliner Volksbühne veranstalteten Diskussion „Zwischen rosa und himmelblau", die Sirko Salka in *junge Welt* kommentierte: „Früher bekamen Babies hierzulande einen rosa oder einen blauen Strampelanzug. Rosa für Mädchen und blau für Jungen. Das war sehr übersichtlich ... In der Türkei ... bekommen Frauen einen rosafarbenen und Männer einen blauen Personalausweis ... Thema der Veranstaltung ... war die ... signifikant gestiegene brutale Gewalt türkischer Polizisten gegen Transsexuelle ... Sie werden unter dem Vorwurf 'exhibitionistischen Verhaltens' verhaftet und müssen ... hohe Geldstrafen zahlen. Was türkischen „Nicht-Männern" bleibe, sei „der gesellschaftliche Abstieg in die Frauenliga. Man zwingt ihnen den rosafarbenen Strampelanzug auf", denn „geschlechtliche Mischfarben gibt's ja offiziell keine".

Mischfarben für Aliens (2)

Über einen Beschluß des Bundesverfassungsgerichts zu amtlich erlaubten und nicht erlaubten Vornamen für Mädchen und Jungen berichtete am 16. November 2005 die in Düsseldorf erscheinende Tageszeitung *Rheinische Post*:

„Auch ungebräuchliche Vornamen haben in Deutschland eine Chance. Maßgeblich ist allein das Kindeswohl, heißt es in einem ... Beschluß des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe. Danach soll das Oberlandesgericht (OLG) Karlsruhe die Eintragung des Vornamens 'Anderson' nochmals überprüfen. Die klagenden Eltern wollten ihren Sohn 'Anderson Bernd Peter' nennen. Behörden und Gerichte verweigerten dies mit dem Hinweis, 'Anderson' sei in Deutschland nur als Familienname gebräuchlich, nicht aber als Vorname. Die Eintragung widerspreche daher der Ordnungsfunktion der Namen. Doch dieses Argument stelle allein auf die öffentlichen Belange der Behörden ab, 'nicht aber auf das allein maßgebliche Kindeswohl', erklärten die Verfassungsrichter. Die Ordnungsfunktion müsse hier schon deshalb hintanstehen, weil das Kind mit 'Bernd Peter' zwei weitere Namen tragen solle, die zweifelsfrei als Vornamen erkennbar seien. 'Auch unter Berücksichtigung der zunehmenden Internationalisierung' solle das OLG daher erneut prüfen, ob der Vorname Anderson auch unter dem Gesichtspunkt des Kindeswohls verboten werden müsse.

Eindeutig gegen das Kindeswohl verstoßen nach geltender Rechtsauffassung Mädchennamen wie 'Pfefferminze', 'Borussia' oder 'La Toya'. Erlaubt hingegen sind 'Galaxina', 'Fanta', oder 'Prestige' (in Verbindung mit einem weiteren Vornamen). Standesbeamte werden als Jungennamen nicht zulassen: 'Rosa' (sic!), 'Venus', oder 'November'. Keine Bedenken gibt es bei 'Speedy', 'Jesus' oder 'Godot'. Als derzeit beliebteste Mädchennamen nennt das Standesamt Düsseldorf: Marie, Sophie, Maria, Anna und Katharina. Die Hitliste der Jungen führen an: Alexander, Maximilian, Leon, Jan und Simon. (Az.: 1 BvR 691/03)" – Tunten und andere Zwischenstufen dürfen demnach weiterhin so heißen, wie sie sich fühlen, und glücklich dran sind unter Umständen DDR-Gebürtige mit „uneindeutigen" Vornamen (vgl. S. 38).

A star is porn

Unter dem Titel „Transvestit wird Asteroid" vermeldete das Homoportal *Queer.de* am 9. November 2005 dies:

„Der bulgarische Tranny-Star Azis wird himmlisch: Ein Forscherteam benannte einen Asteroiden nach dem Sänger ... Er ist bekannt für seine außergewöhnlichen Performances: Wenn sich Wassil Trajanow in Fummel schmeißt, wird aus ihm Azis – ein skandalträchtiger Transvestit, der für seine überdeutlichen sexuellen Bewegungen ... bekannt ist. Jetzt steigt er wirklich in Himmelssphären auf: Ein vor kurzem in der Taurus-Konstellation entdeckter Asteroid soll nach dem bulgarischen Sänger von Roma-Musik benannt werden ... Ein Team bulgarischer Wissenschaftler hat das planetenähnliche Objekt mit Hilfe von Forschern aus Großbritannien und Spanien entdeckt ... Seit der Entdeckung des ersten Asteroiden im Jahre 1801 ist es üblich, daß die Entdecker den Fund benennen dürfen ... Nicht erlaubt sind ... anrüchige Namensgebungen, aber auch solche, die politische Kontroversen hervorrufen können. Das könnte ... noch zum Problem werden ... Azis wurde nämlich vor kurzem zum Vorsitzenden der Euroroma-Partei gewählt, der größten Partei der Roma-Minderheit im Land. Sie kämpft gegen die Diskriminierung ethnischer Minderheiten in Bulgarien. Roma beklagen, daß sie es insbesondere bei der Jobsuche schwer haben; auch vom Staatsdienst sind sie weitestgehend ausgeschlossen."

Fotos: Axel Boch/BLSJ, Koray Yilmaz-Günay

Evrim Baba

Ziemlich erdrückend

Daß Frauen in der Linkspartei.PDS derzeit scheinbar nur noch als Sekretärinnen Karriere machen können, fiel unlängst sogar dem immer etwas langsamen Parteiblatt *Neues Deutschland* (ND) auf. Am für ND-Leserinnen und -Leser bedeutungsvollen 7. Oktober (DDR-Geburtstag!) sowie am 18. November hievte das Blatt gleich zwei Mal die „Streitfrage: Wie feministisch ist die Linkspartei?" auf die Debattenseite, um sich von kompetenten Feministinnen ausführlich darlegen zu lassen, daß Frauen bei den Wendesozialisten allenfalls eine „phallische Dreieinigkeit" zu erwarten haben, wie es die Frauen- und Friedensaktivistin Ute Scheub formulierte: „Ich kann keine Partei wählen, in der Männer eine so erdrückende Übermacht haben, wie überall sonst ... Das, was parteiintern nach den Wahlen geschehen ist (die Besetzung der drei wichtigsten Fraktionsposten im Bundestag mit männlichen Kandidaten – *Gigi*), hat meine Vorbehalte vollauf bestätigt. Wenn eine Partei in ihrer ersten Reihe nur Männer aufstellt, zeigt sie ihre Antiquiertheit ... Das Programm der Linkspartei verheißt Fortschritt, ihre Praxis nicht", so Scheub.

Nach Ansicht Hanna Behrends, Mitgründerin des Unabhängigen Frauenverbands der DDR, könne es einem „schon wieder leid tun, daß man die Linke gewählt hat, wenn man zusehen muß, wie sich jetzt die 'linken' Herren der Schöpfung einer nach dem anderen die besten Funktionen überhelfen ... Die feministische Seite linker Politik beginnt mit der Personalpolitik und endet mit einer Programmatik, die in keinem Arbeitsfeld das Feministische vermissen" lasse. Für die Feministische Partei – Die Frauen rügte deren Sprecherin Monika Christann unter anderem, daß die Linkspartei in ihrer Programmatik den Komplex Sexualpolitik völlig ausspare. „Immerhin kommt die Linkpartei in ihrem Wahlprogramm zum Ergebnis, daß es eine strukturelle Diskriminierung des weiblichen Geschlechts gibt und diese aufgehoben werden soll. Die Analyse, warum es diese strukturelle Diskriminierung gibt, bleibt leider aus – und damit auch die möglichen Antworten."

Etwas hilflos reagierte im ND die frauenpolitische Sprecherin der PDS im Berliner Abgehordnetenhaus, Evrim Baba (Foto): „Hier gilt es umzusteuern."

Weg damit (1)

Die seit Anfang November amtierende Rechtsregierung Polens unter Kazimierz Marcinkiewicz von der Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) hat als erste Amtshandlung die Gleichstellungsbeauftragte Magdalena Sroda gefeuert und damit die erst im August 2004 eingerichtete die Stelle einer offiziell als „Regierungsbeauftragte für die Gleichheit von Männern und Frauen und die Gleichbehandlung aller (!) Minderheiten" firmierenden Beamtin im Ministerrang wieder abgeschafft. Nach Angaben der Nachrichtenagentur *dpa* begründete ein Regierungssprecher die Entscheidung damit, daß die Fragen der Gleichberechtigung „kein eigenes Amt" benötigten. Die studierte Philosophin Sroda machte sich bei Konservativen mit der Forderung nach einer Liberalisierung des Abtreibungsrechts unbeliebt. Auch hatte die 48-Jährige die Kirche für die Gewalt an Frauen in Polen mitverantwortlich gemacht: „Der Katholizismus unterstützt Gewalt gegen Frauen nicht direkt, er bekämpft sie aber auch nicht." (vgl. „Im Glauben fest", *Gigi* 36, S. 24)

Weg damit (2)

Von einer angeblichen Homo-Ehe berichtete das Portal *Queer.de* am 10. November aus San Francisco:

„Der schwul-lesbische Medienkonzern PlanetOut übernimmt den Verlag LPI Media ... der das Homo-Nachrichtenmagazin *Advocate* und das Lifestyle-Magazin *Out* herausgibt. Das börsennotierte Unternehmen zahlte dafür (umgerechnet) 26,4 Millionen Euro. 'Das ist eine Homo-Ehe, die die Gesetze erlauben, freut sich PlanetOut-Chef Lowell Selvin. Die ... Firma ist das größte schwul-lesbische Medienunternehmen der Welt. Nach der Bekanntgabe der Übernahm stieg die PlanetOut-Aktie um 5,6 Prozent."

Unbemerkt verblichen ist unterdessen das zeitlebens schlichte Kölner Szeneblatt *Up Town*. Man sei der Absicht, ein „anspruchsvolles Blatt für die Kölner Szene" zu machen, „nicht immer optimal gerecht geworden", gestand Verleger Christian Beese von der Mattei Medien GmbH bereits im Juli 2005. Wohl deshalb machte Beese die „frei werdenden Ressourcen" in Person des als *Up Town*-Chefredakteur erfolglosen ewigen Schwulenzeitungs-Praktikanten Torsten Bless zum Chef der hauseigenen Konkurrenz *RiK*. Deren gefeuerter Chefredakteur Björn Reinfrank wähnte sein Blatt denn auch beim „erfahrenen Szenejournalisten" Bless „in den bestmöglichen Händen".

Nur noch als Internet-PDF-Datei erscheint dagegen seit September 2005 das bundesweite Lesbenmonatsmagazin *Lespress*. – Gute Nacht!

Vorsorge

Folgenden nützlichen Tip gibt eine kostenlos erhältliche Broschüre mit dem Titel „Rechtsinformationen für gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften" des hessischen Sozialministeriums:

„Seit dem 1. August 2001 besteht für homosexuelle Paare die Möglichkeit zur Eingetragenen Lebenspartnerschaft. Es ist ... nach wie vor für alle Beteiligten ratsam, sich genauestens zu erkundigen und Vorsorge für alle möglichen Fälle zu treffen. Es gibt aber auch für nichteheliche gleichgeschlechtliche Paare vielfältige Möglichkeiten, sich in den verschiedensten Lebenssituationen rechtlich abzusichern, ohne, daß sie eine eingetragene Lebenspartnerschaft eingehen müssen", so die hintergründige Warnung des CDU-geführten Ministeriums. Deutlicher rät nur der vom Anwalt Stefan Kornmacher verfaßte Ratgeber ab: Sein Buch trägt den Titel „Chancen und Risiken der Eingetragenen Lebenspartnerschaft".

Kein bißchen frühreif

Angela Merkel

Mit geradezu lyrischer Ergebenheit widmete sich Reinhold Michels von der konservativen *Rheinischen Post* in einer mehrteiligen Serie Leben und Werden der derzeitigen Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU). Die Titel von Michels' im Arztroman-Stil abgefaßten und offenbar nicht ironisch gemeinten Beiträgen lauten „Jugendjahre einer Kanzlerin", „Das Mädchen und der Boß" oder „Privatleben einer Kanzlerin". Aber lesen Sie selbst:

„Angela wuchs behütet auf dem Land auf. Rad- und Bootsausflüge bestimmten den Alltag, ebenso Kinderpflichten in Haus und Garten. 'Backpfeifen' gab's ganz selten, denn Angela war ein braves Mädchen. Als Schülerin war Angela ... der Typ Anführerin, der auch abschreiben ließ. Nur im Sport, im Zeichnen und im Werken blieb sie unterdurchschnittlich ... Angela ging dienstags zur vom Staat mißbilligten Christenlehre, mittwochs war Junge-Pioniere-Treffen. Später betrat (sie) als FDJ-Mädel" – womit sich aus Michels' Hinterkopf der BDM meldete – „ideologisch akzeptiertes Gelände. Da sie früh ein helles Köpfchen besaß, entlarvte sie den stalinistischen Dummschwatz mit Anflügen (!) von Widerspruchsgeist ... Aus dem bewegungsfaulen Kleinkind, das viel zu lange lieber im Laufställchen blieb und noch mit drei Angst hatte, eine Treppe allein hinabzusteigen, wurde eine flotte Partygängerin ...

Ulrich Merkel war Angelas erste Liebe. Eine Frühentwicklerin auf dem erotischen Feld war sie nicht ... Bevor Angela die Ehe mit ihren ersten Ehemann ... leid war, machte sie ihm nicht etwa wortreiche Szenen, weil er so ein Stubenhocker und sie so unternehmungslustig sei. 1981 ging sie einfach eines Tages weg ... Sie nahm die Waschmaschine mit und zog in eine leerstehende Wohnung am Prenzlauer Berg. FDJ-Freunde halfen beim Kistenschleppen und Tapezieren ... Als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ostberliner Zentralinstitut für Physikalische Chemie ... war sie die einzige Frau unter männlichen Kollegen. Physikalische Experimente gelangen ihr nicht so gut, ihr Metier war die Theorie. Sie hätte es auch nach ihrer Einschätzung nie zum Nobelpreis gebracht, aber sie war beruflich fit. Unauffällig, ehrgeizig, unkompliziert, so lebte sie bis zum Herbst '89. Dann machte die Geschichte einen ihrer seltenen Tigersprünge. Und Merkel, die früh geahnt hatte, daß ihr Staat ökonomisch-politisch kollabieren würde, sollte hinterherspringen." – Soviel von wohlgesonnener Seite zur „Mona Lisa des ausklingenden Postfeminismus" (Kabarettist Reiner Kröhntert).

Ficken & Vertuschen

An einen „vertuschten Skandal" erinnerte das linke Nachrichtenportal *Indymedia* am 3. November unterm Betreff „Bundeswehr und Zwangsprostitution":

„In der Vergangenheit wurde Kritik an der Bundeswehr geäußert, weil sie bei antiserbischen Pogromen albanischer Nationalisten im Kosovo weitgehend untätig geblieben sei und dem brandschatzenden Mob freie Hand gelassen haben soll. In einem im Mai 2004 veröffentlichten Bericht der Menschenrechtsorganisation Amnesty International wurden ebenfalls schwere Vorwürfe gegenüber der Bundeswehr erhoben. Soldaten, die in Mazedonien und im Kosovo eingesetzt wurden, heißt es in dem Amnesty-Bericht, sollen sexuelle Zwangsdienste von verschleppten Frauen und minderjährigen Mädchen in Anspruch genommen haben. Seit dem Einmarsch der KFOR-Truppen und der Installierung der UN-Verwaltung habe sich das Kosovo, in dem es vor dem Nato-Angriff keine nennenswerte Prostitution gegeben habe, in einen bedeutenden Umschlagplatz für Menschenhandel verwandelt. In der Umgebung von KFOR-Stützpunkten seien schon bald nach dem Einmarsch Bordelle etabliert worden ... In Prizren sollen deutsche Soldaten 1999 zu den ersten Kunden der verschleppten Frauen gehört haben. Im Dezember desselben Jahres wurden die Vorwürfe zum ersten Mal in der Öffentlichkeit bekannt: Der ARD-*Weltspiegel* berichtete darüber, daß Bundeswehrsoldaten im Mazedonischen Tetovo regelmäßig Kinderbordelle aufsuchten. Seitdem ist die Situation für die Frauen und Mädchen nicht besser geworden – im Gegenteil. Zählte die UN-Verwaltung 2001 75 Etablissements, in denen Frauen zur Prostitution gezwungen wurden, waren es Ende 2003 schon 200 einschlägige Einrichtungen.

Ein Sprecher von Amnesty International betonte, dies sei nur die Spitze des Eisbergs, die Dunkelziffer sei erheblich höher. Die Frauenhilfsorganisation medica mondiale weist darauf hin, daß sich die Situation der zwangsverschleppten Frauen und Mädchen während der Amtszeit des deutschen UN-Verwalters Michael Steiner vom Februar 2002 bis zum Juli 2003 nicht verbessert habe. Es gibt Informationen über Kinderbordelle im mazedonischen Tetovo, die regelmäßig von deutschen Soldaten aufgesucht wurden und über die Reaktion der Bundeswehrführung und des Verteidigungsministeriums, die darauf hinausliefen alles zu verharmlosen und zu vertuschen. Weitere Informationen dazu unter *web.amnesty.org/library*.

Prawda

In Rußland gibt es nach wie vor mehr Abtreibungen als Geburten, meldet die Evangelische Presseagentur *epd* unter Berufung auf die Zeitung *Iswestija*. Demnach seien 1,8 Millionen Schwangerschaftsabbrüche im Jahr 2004 registriert worden. Auf hundert Geburten kämen derzeit 129 Abtreibungen. In vielen Fällen sei Abtreibung „nach wie vor eine Alternative zu Verhütungsmitteln, die nur von 17 Prozent der Russen benutzt" würden. Nach Angaben von *epd* erlaube die russische Gesetzgebung Abtreibungen ohne Angabe von Gründen bis zur zwölften Schwangerschaftswoche. Bis zur 22. Woche sei ein legaler Abbruch möglich, „wenn besondere soziale Umstände" vorlägen. Dies sei etwa der Fall, „wenn die zukünftige Mutter eine Haftstrafe verbüßt, über keine Wohnung verfügt oder bereits mehr als zwei Kinder hat".

Fotos: Abgeordnetenhaus von Berlin; Bundesregierung

Deutsche Opfer

Seit acht Jahren steht die Arbeit Schwuler Überfalltelefone in öffentlicher Kritik, aber erst jetzt zog das Berliner Antigewaltprojekt MANEO die Notbremse: Mit ganzen neunzehn Seiten kommt der Ende Oktober 2005 veröffentlichte MANEO-Report für das Jahr 2004 aus. Erstmals verzichtet MANEO darauf, bloße Mutmaßungen zur möglichen ethnischen Herkunft antischwuler Täter mit Hilfe selbstgefertigter Tortendiagramme zur statistischen „Gewißheit" werden zu lassen. Das hatte auffällige Folgen für den seit zwei Monaten vorliegenden Jahresreport 2004, der um 47 Seiten geringer ausfällt als der des Vorjahres. Mit der Schrumpfung auf weniger als ein Drittel des Umfangs früherer Berichte reagierte das Projekt offensichtlich auf die vor allem vom whk vorgetragenen Einwände an den in der Homoszene vielfach als rassistisch angesehenen Täterreports. Warum der Report keine mutmaßlich nicht-deutschen Täter mehr kennt, sondern nur noch deutsche Opfer, erläutert DIRK RUDER

In der Tat hatte sich MANEO mit seiner Taktik des Verschweigens und Ignorierens in eine ausweglose Situation manövriert. Ein Rückblick: Im Januar 2005 hatte *Gigi* ausführlich nachgewiesen, wie MANEO im Jahresreport 2003 immer wieder einen angeblich engen Zusammenhang von antischwuler Gewalt und Tätern mit Migrationshintergrund suggeriert hatte, selbst wenn die MANEO-Zahlen solche Schlußfolgerungen beim besten Willen nicht zuließen[1]. So war in dem Report unter anderem behauptet worden, antischwule Gewalt fände vor allem im Stadtteilen mit hohem Ausländer- und Migrantenanteil und besonders in unmittelbarer Nähe von Schwulenlokalen statt; die von *Gigi* vorgenommene Analyse der MANEO-Statistiken bestätigte dies keineswegs. Doch MANEO schwieg.

Nur zwei Monate nach Erscheinen des *Gigi*-Artikels standen die selbst von der kommerziellen Schwulenpresse längst boykottierten[2] MANEO-Reports wieder in der Diskussion, als das whk im März darauf hinwies, Politiker der neofaschistischen NPD bezögen sich positiv auf die Berliner Antigewaltstatistiken[3]. So hatte der NPD-Kader Alexander Schlesinger in Rosa von Praunheims Dokumentarfilm „Männer, Helden und schwule Nazis" geäußert: „Fragst du beim Schwulen Überfalltelefon Berlin an, so wirst du aufgeklärt, daß Türken und Marokkaner Schwule angreifen, von Rechtsextremisten hörst du kaum." MANEO schwieg erneut.

Einen weiteren Monat später stellte MANEO das vom Bundestag beschlossene Mahnmal für die ermordeten Juden Europas in einem antisemitischen Reflex als „umstritten" in Frage und kehrte damit inhaltlich ins Jahr 1999 zurück. „Seinerzeit war nach dem Bundestagsbeschluß zum Bau eines Mahnmals für die ermordeten Juden Europas eine mit antisemitischen Stereotypen durchsetze Empörungswelle über den angeblichen Ausschluß der 'eigenen' Opfergruppe aus diesem Mahnmal durch die Schwulenszene gerollt. Das Mahnmal wurde offen angegriffen, seine Berechtigung in Frage und die Verfolgung Homosexueller gleichgestellt mit der von Juden, Sinti und Roma", erklärte das whk am 14. April in einer Pressemitteilung[4]. MANEO reagierte auf die Vorwürfe nicht.

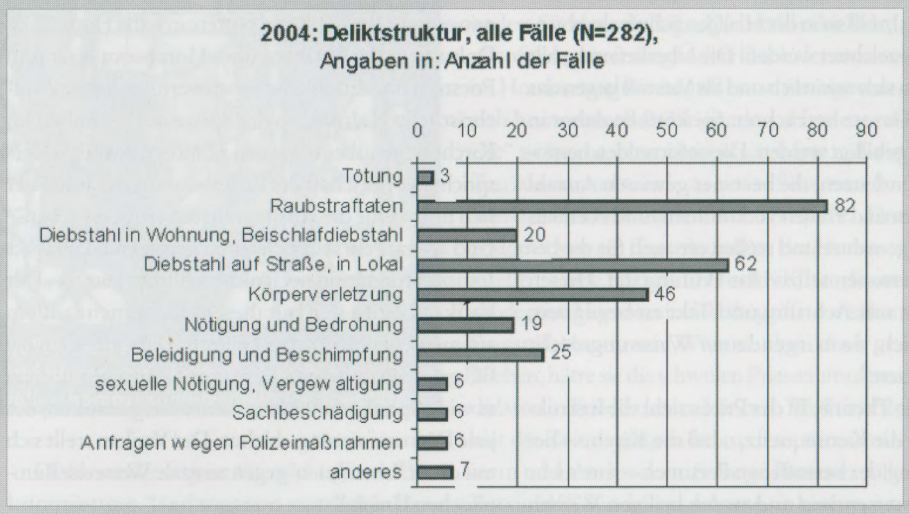
Noch im gleichen Monat wies das whk in einem längeren Brief den für die MANEO-Finanzierung zuständigen Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen des Berliner Senats auf die Merkwürdigkeiten bei dem Projekt hin und forderte das sofortige Ende der Subventionierung. Der Fachbereich zeigte sich unbeeindruckt: Das Antigewaltprojekt leiste einen „glaubwürdigen" und „unverzichtbaren" Beitrag zur Dokumentation antihomosexueller Gewalt in Berlin, erklärte Mitarbeiter Claus Nachtwey dem whk mit Schreiben vom 10. Mai ungerührt. Gleichwohl leitete er angesichts kaum zu ignorierender Fakten einen vorsichtigen Rückzug ein. Die Dokumentation antihomosexueller Gewalttaten durch MANEO habe „nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen Aufarbeitung", sondern solle „lediglich die Opfer- und Täterzahlen in ihrem Umfeld darlegen" und sei insofern „ausreichend". Daher gebe es für den Fachbereich „derzeit keinen Grund, die Glaubwürdigkeit der Daten anzuzweifeln". Den in deutlichem Kontrast zu sämtlichen differenzierten kriminalwissenschaftlichen Untersuchungen auch des Berliner Senats stehenden[5] hohen Anteil mutmaßlich nicht-deutscher Täter in den MANEO-Statistiken bezeichnete Nachtwey als „Phänomen"[6].

Weniger als Phänomen denn als Reaktion erscheinen nunmehr die auffälligen Kürzungen, die MANEO im seit Ende Oktober vorliegenden Jahresreport 2004 vornahm. Hilfreich dürfte dabei die whk-Ankündigung gegenüber dem Senat gewesen sein, den Bericht von versierten Kriminalisten auf Seriosität und Plausibilität prüfen zu lassen. MANEO befand sich somit in einer ungemütlichen Situation. „Ein solches Gutachten hätte die vom whk belegten, geradezu irrsinnigen Zahlentricks der MANEO-Statistiken von unabhängiger Seite bestätigt. MANEO hätte damit zweifellos seine weitere Finanzierung durch den Berliner Senat aufs Spiel gesetzt", so das whk kurz nach Erscheinen des Berichts auf der MANEO-Website[7].

Nie wieder „türkische Torten"?

Wie hoch ist nun die Zahl antischwuler Gewaltfälle in Berlin, die MANEO im Jahr 2004 gemeldet wurden? Wie in den Vorjahren erfordert der Blick in den MANEO-Jahresreport 2004 einige Rechenkünste, denn das Antigewaltprojekt verschleiert die Zahlen auch ohne „türkische Torten" aufs Schönste. Ausweislich der MANEO-Zahlen geht das whk von „maximal" 80 Fällen antischwuler Gewalt im Gesamtjahr aus, während MANEO den Bericht auf Seite 7 mit der um mehr als das vierfache höheren Gesamtzahl von 369 „bearbeiteten Fällen" einleitet. Der Trick ist auch hier ein rein statistischer: Je weiter man in dem Bericht liest, um so mehr reduzieren sich die nach und nach in kleinere Einzelteile zerlegten Fallzahlen. Denn die „laufenden Fälle" schließen auch noch nicht abgeschlossene Fälle der Vorjahre ein. MANEO zählt also „laufende Fälle" doppelt und dreifach – im Jahresbericht 2004 sind das allein 64 nicht abgeschlossene Fälle aus den Jahren 1999 bis 2003, die für eine besonders hohe Ausgangszahl sorgen. Von der bleibt allerdings nicht viel übrig, denn von diesen 369 „laufenden" Fällen weist MANEO 305 als „neue Fälle" aus, von denen wiederum jedoch lediglich 282 als „erfaßte Fälle" in die Statistik eingingen, „die sich in Berlin und im unmittelbaren Umland ereignet haben" – und nicht

beim Überseeurlaub, was MANEO jahrelang den hohen Ausländeranteil bei den Tätern bescherte. 282 „erfaßte" Fälle bedeuten indes nicht, 282 Gewaltopfer hätten sich hilfesuchend direkt an MANEO gewandt. Auch hier liegt die Zahl deutlich niedriger: Tatsächlich waren es nur 146 Fälle „mit direktem Opferkontakt" seitens MANEO. Bei den übrigen handelt es sich laut Report um Informationen vom Hörensagen, also Meldungen, die MANEO zum Beispiel „von der Polizei (!), von Betreibern oder Angestellten von Lokalen und anderen Stellen" beziehungsweise aus der Tagespresse erhielt. In der Statistik tauchen sie offenbar trotzdem auf.



Eine weitere Zahlenzauberei: Von den 369 „laufenden Fällen" stuft MANEO lediglich knapp die Hälfte (183) als solche „antischwuler Gewalt" (ASG) ein – und das trotz großzügiger Auslegung des Gewaltbegriffs, der deswegen allerdings nicht wissenschaftlichen Kriterien entspricht, wie sie etwa in der amtlichen Kriminalstatistik Verwendung finden. Ein zur Erarbeitung von Präventionskonzepten hilfreicher Vergleich mit solchen amtlichen Polizeistatistiken ist folglich unmöglich. Aber MANEO kann noch mehr. So zieht es nicht etwa die 183 eindeutigen ASG-Fälle als Bezuggröße für seine Tabelle über die Deliktstruktur heran, sondern jene 282 „erfaßten Fälle", bei denen es sich in 99 Fällen selbst nach der eigenen MANEO-Definition eindeutig nicht um antischwule Gewaltfälle handelt. Allein durch diesen Kunstgriff werden sämtliche Zahlen und Aussagen zur Deliktstruktur bei antischwuler Gewalt völlig verfälscht: MANEO addiert, man traut seinen Augen kaum, die eindeutig nicht homophoben Motiven entspringenden Gewaltfälle innerhalb der Schwulenszene („Szene-Gewalt") und in schwulen Beziehungen („Häusliche Gewalt") sowie von nicht näher bezeichneten „anderen Fällen von Gewalt" einfach zur denen antischwuler Gewalt hinzu (siehe Abbildung).

Doch selbst, wenn man diese irreführend dazugerechneten Fälle aus der Tabelle zur Deliktstruktur subtrahiert, bleibt die Interpretation der Zahlen durch MANEO tendenziös, das nämlich jeden Hinweis darauf vermeidet, daß es sich bei den 183 Fällen eindeutig antischwuler Gewalt laut eigener Statistik zu fast 60 Prozent um typische Armutsdelikte wie Diebstahl oder Raub handelt. Demnach gibt es für die von MANEO als homophob deklarierten ASG-Fälle mehrheitlich eher soziale als schwulenfeindliche Motive. Allenfalls die verbleibenden gut 40 Prozent (maximal 80 Fälle) schließen Homophobie als Tatmotiv nicht gänzlich aus: Körperverletzung (46), Beleidigung/Beschimpfung (25), Tötung (3) sowie je 6 Fälle in den Bereichen sexuelle Nötigung/Vergewaltigung, Sachbeschädigung sowie „Anfragen zu Polizeimaßnahmen". Letzteres meint offenbar Razzien an offiziell überwachten Schwulentreffpunkten. Angesichts von maximal 80 Fällen pro Jahr in einer Millionenstadt war das Fazit des whk über den Report klar: „Ohne die MANEO gemeldeten Übergriffe bagatellisieren zu wollen, darf Berlin damit im Vergleich zu anderen europäischen Metropolen als ein relativ sicherer Ort für schwule Männer gelten." Laut whk hatte MANEO somit nach der eigenen großzügigen Definition allenfalls in etwa 40 Fällen mit Opfern antischwuler Gewalt direkten Kontakt – das ist weniger als ein Fall pro Woche.

Täter-Opfer-Ausgleich ...

Erlaubt der um Täterbeschreibungen abgespeckte Bericht schon keine differenzierten Aussagen über die Art antischwuler Übergriffe, sagt er über die Opfer antischwuler Gewalt erst recht nichts mehr aus. Zwar sind die von Gewaltopfern gegenüber MANEO geäußerten Angaben zur mutmaßlichen Nationalität der Täter aus dem Jahresreport verschwunden[8], das Projekt hält es aber immer noch für unnötig, im Sinne geeigneter Präventionsmaßnahmen etwa die Nationalität von Opfern homophober Übergriffe zu protokollieren. Nur so ergäben sich Hinweise auf das außer- wie auch innerhalb (!) der Schwulenszene vorhandene Potential rassistischer oder rechtsextrem motivierter Gewalt gegen schwule Männer mit Migrationshintergrund. Das whk hatte wiederholt kritisiert, daß in den MANEO-Jahresreports Migranten aufgrund der einseitig ausgerichteten Statistiken stets nur als Täter vorkamen, jedoch niemals als Opfer. Angesichts europaweit um sich greifender Fremdenfeindlichkeit[9] wirkt es wenig vertrauenerweckend, wenn MANEO weiter auf eine Politik setzt, die ausschließlich deutsche Opfer kennt.

Anmerkungen/Quellen

[1] vgl. Ruder, Dirk: „Please hold the line" in *Gigi* Nr. 35, Januar/Februar 2005

[2] vgl. Bernhardt, Markus: „Von Kebabgehege bis Türkenghetto" in *Gigi* Nr. 29, Januar/Februar 2004

[3] vgl. „Dies ist ein Überfall 2" in *Gigi* Nr. 37, Mai/Juni 2005, sowie Pressemitteilung des whk vom 26. März 2005, www.whk.de/whk1205.htm

[4] vgl. Stedefeldt, Eike: „Heim im Reich" in *Gigi* Nr. 37, Mai/Juni 2005, sowie Pressemitteilung des whk vom 17. April 2005, www.whk.de/1605.htm

[5] Seriöse Literatur zum Thema: Brettfeld, Karin/Wetzels, Dieter: „Junge Muslime in Deutschland: Eine kriminologische Analyse zur Alltagsrelevanz von Religion und Zusammenhängen von individueller Religiosität und Gewalterfahrungen, -einstellungen und -handeln" in: „Islamismus", herausgegeben vom Bundesministerium des Innern, Dezember 2003; Bundesministerium des Innern (Hg.): Polizeiliche Kriminalstatistik 2004; Gesemann, Frank: „Junge Zuwanderer und Kriminalität in Berlin. Bestandsaufnahme – Ursachenanalyse – Präventionsmaßnahmen, herausgegeben vom Beauftragten des Senats von Berlin für Integration und Migration, Oktober 2004

[6] vgl. Pressemitteilung des whk vom 16. August 2005, www.whk.de/whk3105

[7] vgl. www.maneo.de/pdf/Maneo-Report2004.pdf und die whk-Pressemitteilung vom 27. Oktober 2005, www.whk.de/whk3405.htm, sowie „Nie wieder Torten" und „MANEO muß weg" in *Gigi* Nr. 40

[8] Warum MANEO überhaupt Angaben zur möglichen ethnischen Herkunft von antischwulen Tätern sammelte, ist völlig unklar, da solche Angaben in der Regel nur von staatlichen Verfolgungsbehörden erhoben werden. Unbestritten ist, daß das Herausstellen bestimmter ethnischer, nationaler oder kultureller Eigenarten im Zusammenhang mit Fällen von Kriminalität eine Erfindung des „Dritten Reichs" ist. So verantwortete der NS-Staat einen Erlaß, nach dem „bei allen Mitteilungen über Straftaten von Juden die Rassenzugehörigkeit hervorzuheben ist". (zitiert nach *M – Menschen Machen Medien*, Heft 12/05-01/06, S. 20)

[9] Schlaglichtartig sei hier nur darauf verwiesen, daß Deutschland nach Großbritannien in den Jahren 2003/2004 EU-weit an zweiter Stelle bei der Zahl rassistischer Übergriffe steht (zitiert nach epd, 23.11.05) und beispielsweise ein Beamter des sächsischen Innenministeriums unlängst öffentlich erklärte, daß „der mittlere IQ der Zuwanderer aus der Türkei bei 85" liege (zitiert nach *Neues Deutschland*, 17.08.05). Zum amtlichen Standard in der Ausländerpolitik scheint schon jetzt die Sippenhaft zu gehören: Nachdem der Islamistenführer Metin Kaplan unter rechtsstaatlich höchst fragwürdigen Umständen in die Türkei angeschoben wurde, verlor auch seine Familie das Aufenthaltsrecht in Deutschland (zitiert nach dpa, 04.11.05). Die *Bild*-Zeitung vom 05.11.05 kommentierte dies so: „Die Aberkennung des Asylstatus' der Familie Kaplan in Köln zeigt: Es geht auch anders, wenn man nur will. Es hat mit Ausländerfeindlichkeit nicht das geringste zu tun ... Wer als Gast hier lebt und gegen Gesetze verstößt, hat das Gastrecht verwirkt und muß gehen. Und zwar schnell!" Auch die Denunziation anderer Familientraditionen fehlt nicht: Nach Krawallen in französischen Vorstädten im Herbst machten konservative Politiker in Paris das „Phänomen Vielehe" in Migrationsgemeinschaften für die offenkundig durch fortwährende soziale Benachteiligung forcierten Ausschreitungen verantwortlich – wahlweise als schuldig an den Ausschreitungen galt, so Frankreichs Law-and-Order-Innenminister Sarkozy, die Rap-Musik. (zitiert nach afp, 05.11.05 und 17.11.05)

Repro Gigi, Quelle: Maneo

Nur tendenziell diskriminiert

Kirchenkritisches Heulen ward bereits vernommen, bevor die Instruktion der Kongregation fürs katholische Bildungswesen „Über Kriterien zur Berufungsklärung von Personen mit homosexuellen Tendenzen im Hinblick auf ihre Zulassung für das Priesterseminar und zu den Heiligen Weihen" überhaupt offiziell kundgetan war. In Wahrheit bietet der Text jedoch gar keinen geeigneten Anlaß zur ehrlichen Entrüstung über die Diskriminierung Homosexueller, da die Römisch-Katholische Kirche (RKK) in der Sache nichts Neues verkündet.
Von Stefan Broniowski

Die Instruktion[1] übernimmt ausdrücklich aus dem „Katechismus der katholischen Kirche"[2] dessen Unterscheidung von *homosexuellen Handlungen* und *homosexuellen Tendenzen*: „Bezüglich der homosexuellen Handlungen lehrt er (der Katechismus), daß sie in der Heiligen Schrift als schwere Sünden bezeichnet werden. Die Überlieferung hat sie stets als in sich unsittlich und als Verstoß gegen das natürliche Gesetz betrachtet. Sie können daher in keinem Fall gebilligt werden. Die tiefsitzenden homosexuellen Tendenzen, die bei einer gewissen Anzahl von Männern und Frauen vorkommen, sind ebenfalls objektiv ungeordnet und stellen oft auch für die betroffenen Personen selbst eine Prüfung dar. Diesen Personen ist mit Achtung und Takt zu begegnen; man hüte sich, sie in irgendeiner Weise ungerecht zurückzusetzen."

Soweit die Theorie. In der Praxis zieht die Instruktion daraus die Konsequenz, „daß die Kirche – bei aller Achtung der betroffenen Personen – jene nicht für das Priesterseminar und zu den heiligen Weihen zulassen kann, die Homosexualität praktizieren, tiefsitzende homosexuelle Tendenzen haben oder eine sogenannte *homosexuelle Kultur* unterstützen." Homosexuell Tendierende seien mangels „affektiver Reife", „in schwerwiegender Weise daran gehindert, korrekte Beziehungen zu Männern und Frauen aufzubauen", was sich anscheinend nicht mit der geforderten „authentischen Hirtenliebe" verträgt. (Sitzen die Tendenzen indes nicht allzu tief, gibt's Hoffnung: „Falls es sich jedoch um homosexuelle Tendenzen handelt, die bloß Ausdruck eines vorübergehenden Problems, wie etwa eine noch nicht abgeschlossene Adoleszenz sind, so müssen sie wenigstens drei Jahre vor der Diakonenweihe eindeutig überwunden sein.")

Unbestritten liegt hier eine Ungleichbehandlung vor, da aus der Sicht der RKK zwar alle Priesteramtskandidaten gleichermaßen zur sexuellen Abstinenz verpflichtet sind, allerdings nur „tiefsitzende homosexuelle Tendenzen" ungeeignet machen, zur Weihe zugelassen zu werden, während heterosexuelle Tendenzen kein Hinderungsgrund sind. Der Grund liegt auf der Hand: Heterosexualität darf von Klerikern zwar nicht praktiziert werden, gilt aber nicht als unnatürlich. Homosexuelle Praxis hingegen wäre nicht nur Sünde, sondern Sünde wider die Natur. Und das steht nun tatsächlich unzweifelhaft in der Bibel.

Hurra, es wird mal wieder diskriminiert! Die Reaktionen auf die (Ankündigung der) Instruktion waren vorhersehbar und hätten von Berufsbetroffenen wohl auch im Tiefschlaf getextet werden können.[3] Zu den üblichen der theologischen Sachkenntnis Unverdächtigen gesellten sich bemerkenswerterweise zwei grüne Politikerinnen: Claudia Roth, Bundesvorsitzende von Bündnis 90/Die Grünen, und die österreichische Nationalratsabgeordnete Ulrike Lunacek. Erstere dekretierte: „Der Erlaß ist anachronistisch und diskriminierend." Ihre Kollegin pustete in selbe Horn: „Das Dokument des Vatikans über Homosexualität und Priesterweihe drückt eine verantwortungslose und unchristliche Haltung an der Spitze der katholischen Kirche gegenüber schwulen Männern aus. Es widerspricht der Botschaft des Religionsgründers Jesus, der sich immer für die Ausgegrenzten eingesetzt hat."[4] Und als wäre ein solcher Verstoß gegen Frau Lunaceks Jesusinterpretation noch nicht schlimm genug: „Der Vatikan begibt sich mit diesem Dokument zudem auf menschenrechtliches Glatteis. Daher ist auch die EU gefordert, auf dieses Dokument zu reagieren, denn es widerspricht dem Menschenrechtsgedanken, der jede Diskriminierung ablehnt. Der Vatikan stellt sich mit dieser 'Instruktion' gegen zentrale Werte der Europäischen Union."

Das ist, mit Verlaub, völliger Blödsinn. Frau Lunaceks juristischen Kenntnisse sind offenbar so bedeutend wie ihre theologischen. Zwar verbietet bekanntlich Art. 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) Diskriminierungen „wegen des Geschlechts, der Rasse, der Hautfarbe, der Sprache, der Religion, der politischen oder sonstigen Anschauung, der nationalen oder sozialen Herkunft, der Zugehörigkeit zu einer nationalen Minderheit, des Vermögens, der Geburt oder eines sonstigen Status".[5] Nur bezieht sich dieses Verbot auf Diskriminierung durch staatliches oder sonstiges öffentlich-rechtliches Handeln und ist keineswegs ohne weiteres auf Verhältnisse zwischen Privatpersonen anwendbar.[6]

Immerhin gibt es auch die Grundrechte der Vereinigungs-, Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit. Sofern also weder Straftaten begangen noch verabredet werden, nichts Sittenwidriges vorliegt und auch sonst Recht und Gesetz beachtet werden, geht es die Justiz schlechterdings nichts an, nach welchen Auswahlkriterien sich Privatpersonen zu Vereinigungen zusammenschließen, welche Regeln ihre Mitglieder beachten müssen und welche Voraussetzungen Vereinsfunktionäre zu erfüllen haben. Wäre dem anders, wären auch Lesbenfußballvereine genötigt, heterosexuelle Machos in ihre Teams aufzunehmen, in Esperantistenkreisen hätte man gefälligst auch Volapük zu reden, Veganerinnen-Organisationen dürften karnivoren Kürschnern die Mitgliedschaft nicht verweigern und in albanischen Volkstanzgruppen müßten auch Serbinnen mittanzen dürfen.

Tief im kollektiven Imaginären verankert: gedankliche Verbindung von „katholischer Priester" und „potentieller homosexuell-pädophiler Triebtäter"

Diskriminierung ist also nicht gleich Diskriminierung. Und sogar im staatlichen bzw. zwischenstaatlichen Bereich können ja Ausschlüsse auf Grund von Verhaltensweisen, die sonst nicht als kriminell oder unmoralisch gelten, zulässig sein. So hat die Weltgesundheitsorganisation (WHO) kürzlich erklärt, in Zukunft keine Raucher oder Raucherinnen mehr einzustellen. Eine „Diskriminierung" von Kranken, die weltweit deutlich weniger Empörung ausgelöst hat als die zu Rede stehende Instruktion, obwohl es vermutlich nicht weniger Nikotinabhängige als männliche Homosexuelle gibt – und man der RKK nicht angehören muß, während jede/r Steuerzahlende eines WHO-Mitgliedsstaates diese mitfinanzieren *muß*.

Die RKK schließt also Schwule vom Priesteramt aus. Na und? Das ist ihr gutes Recht. Sie dürfte auch Falschparkern, Kahlköpfigen oder Vegetariern die Weihe verweigern. Es gibt schlechterdings kein Recht auf die Priesterweihe, also kann es auch nicht verletzt werden. Homosexuelle Handlungen für unnatürlich und sündig zu halten, ist durch das Recht auf Meinungsfreiheit gedeckt. Und wie die RKK ihre Funktionäre auswählt, ist – mögen die Kriterien Außenstehende auch falsch erscheinen – ihre innere Angelegenheit, in die sie sich jede Einmischung verbitten darf. Wäre der Ausschluß von Frauen und Schwulen von RKK-Funktionen tatsächlich eine menschenrechtswidrige Diskriminierung dar, müßten konsequenterweise auch Atheisten sich gegen eine Diskriminierung wegen ihrer religiösen Überzeugungen wehren können: „Wie bitte, ich soll nicht Pfaffe werden können, bloß weil ich nicht an Gott glaube? Das wäre ja noch schöner!" Nein, in den Klerus der RKK wird man sich als Atheist, Frau oder Schwuler wohl auch künftig genauso wenig hineinklagen können wie als Moslem in einen Synagogenvorstand, als Antifaschist in die NPD oder als sekundärer Analphabet in die Redaktion von *Gigi*.

Die Instruktion der Bildungskongregation bietet also keinen Anlaß zu ehrlicher Entrüstung. Der Skandal ist ein ganz anderer. Jahrhundertelang war homosexuelles Verhalten für die RKK im Prinzip kein anderes Problem als andere Sünden wie Lüge, Diebstahl oder Mord, allenfalls schwerwiegender. Doch der moderne Homosexualitätsbegriff hat aus einigen der sich homosexuell Betätigenden „Homosexuelle" gemacht, Homosexualität hörte auf, ein Tun zu sein und wurde zu einem Sein, zum Sosein der Homosexuellen. Mit Foucault: „Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies."[7] Die RKK hat diesen modernen Homosexualitätsbegriff inzwischen längst übernommen. Wäre sie altmodisch geblieben, hätte sie die schwulen Priesteramtskandidaten in Frieden lassen können. Weil sie aber mit der Zeit gegangen ist, muß sie sie ausmustern und abschrecken. Solange homosexuelle Praxis bloß Sünde war, konnte sie bereut, gebeichtet und vergeben werden. Homosexualität als Status – in der RKK-Diktion: „tiefsitzende homosexuellen Tendenzen" – ist jedoch unverzeihlich. Zumal es in den letzten Jahren gelungen ist, die gedankliche Verbindung von „römisch-katholischer Priester" und „potentieller homosexuell-pädophiler Triebtäter" fest im kollektiven Imaginären zu verankern. So gesehen sind Homosexuelle in der RKK Opfer der Moderne und antiklerikalen Kritik.

Aber warum sollte man als Schwuler auch römisch-katholisch bleiben?

Quellen/Anmerkungen

[1] Wortlaut in sechs Sprachen unter www.vatican.va.
[2] Ebenfalls unter www.vatican.va leicht zu finden.
[3] Eine exzellente Einschlafhilfe bietet etwa die gemeinsame Pressemitteilung der „Ökumenischen Arbeitsgruppe Homosexualität und Kirche" (Huk) und des „Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland" (LSVD) unter www.huk.org.
4 *Der Standard*, 29. November 2005. – Nebenbei bemerkt ist Lunaceks Behauptung, die Instruktion setze Homosexualität und Pädophilie gleich, schon deshalb falsch, weil im Text Pädophilie (oder ein konkretes Sexualverhalten) mit keinem Wort erwähnt oder auch nur angedeutet wird.
[5] Sexuelle Orientierung wird in der EMRK nicht erwähnt, gilt jedoch durch die ständige Rechtsprechung des Europäischen Menschrechtsgerichtshofes als in die Reihe der verbotenen Diskriminierungsgründe aufgenommen.
[6] Übrigens führt erst das 12. Zusatzprotokoll zur EMRK (das Deutschland und Österreich unterzeichnet, aber nicht ratifiziert haben) ein allgemeines Diskriminierungsverbot ein; bis dahin waren Diskriminierungen nur in Verbindung mit einem der in der EMRK genannten Grundrechte verboten. Doch auch das Zusatzprotokoll sagt ausdrücklich nur, niemand dürfe durch staatliche Gewalt diskriminiert werden.
[7] Michel Foucault: Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit 1), Frankfurt a. M. 1977, S. 58.

Sünden? Böcke?

In Reaktion auf die angesichts zunehmender HIV-Infektionen bei schwulen und bisexuellen Männern vermehrt schuldzuweisende Berichterstattung unter anderem im ARD-Fernsehmagazin *Kontraste* vom 20. Oktober 2005 – O-Ton: „Sex ohne Kondom gibt ihnen (den Schwulen – *Gigi*) einen besonderen Kick ... Diese Haltung läßt sich (im Gesundheitswesen – *Gigi*) nicht mehr finanzieren" – bezogen die TeilnehmerInnen des landesweiten Positiventreffens in Nordrhein-Westfalen am 10. November unter dem Titel „Die HIV Positiven sind nicht die Sündenböcke der Nation!" wie folgt Stellung: „Aufgrund der Veröffentlichung der Neuinfektionszahlen ... findet eine Diskussion statt, die ein verzerrtes Bild über das Leben von Menschen mit HIV und AIDS entstehen läßt. HIV-Positive leben verantwortlich sich selbst und anderen gegenüber. Wir fordern, daß unsere unterschiedlichen Lebensstile und unsere Infektion akzeptiert statt stigmatisiert werden. HIV-positive Menschen haben ein Recht auf selbstbestimmte eigenverantwortliche Sexualität, so wie sie der Großteil der Gesamtbevölkerung praktiziert. Unsafer Sex unter Positiven ist epidemiologisch unbedeutend, weil hierdurch keine Neuinfektionen entstehen. Deshalb fordern wir ein Umdenken entgegen der aktuellen Diskriminierung, wie wir sie derzeit durch unsere Gesellschaft, nicht zuletzt durch reißerische Medienmacher provoziert, erleben. Besonders von unseren Interessenvertretungen erwarten wir hier klarere Stellungnahmen und Unterstützung. Forderungen, daß Neuinfizierte aus der Solidargemeinschaft der gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) ausgeschlossen werden sollen, lehnen wir ab, sonst müßten ebenfalls Betroffene sämtlicher anderen Zivilisationskrankheiten entstehende Behandlungskosten selber zahlen. Von den Medien fordern wir eine seriöse Recherche und Darstellung anstelle ausgrenzender Schuldzuweisungen, verzerrenden Zahlenspielen und klischeebehafteten Bildern."
Lediglich das whk unterstützte die Forderungen (vgl. „Lustmord & Sündenböcke 1" S. 36), anderswo setzten die vom Mainstream erhofften Entsolidarisierungsreflexe ein. Marc Kersten, Chefredakteur des NRW-Szeneblatts *Exit* wähnte bereits Bareback überall: „Beziehung" sei „uncool. Cool dagegen ist Barebacking, meinen jedenfalls erstaunlich viele Idioten". Zum Büttel homophober Berichterstattung machte sich der auch vom *Stern* befragte Chefredakteur des Schwulenmagazins *Du & Ich* im ARD-*Report Mainz* vom 28. November: „Bareback-Kultur", so Dirk Ludigs, „halte ich für verantwortungslos ... für unmoralisch und ... für etwas, was entweder von der Szene selbst oder, wenn die Szene nicht in der Lage ist, hier selbst reinigend (sic! – *Gigi*) einzugreifen, auch von außen eine deutliche Grenze gesetzt werden muß."
Die „Reinigung" der Schwulenszene echote zwei Tage später auch aus der CDU-Homoabteilung LSU: „HIV-Virus vorsätzlich ... verbreitet", „Belastung der Gesundheitssysteme", „gesetzliche Schritte" Aber welche? „In Österreich etwa stelle der §178 des Strafgesetzbuches die vorsätzliche Gefährdung (nicht Ansteckung! – *Gigi*) von Menschen durch übertragbare Krankheiten unter Strafe" – Erstmals in der Geschichte der Schwulenbewegung wollen demnach Teile der Homoszene Schwulenclubs dichtmachen und HIV-Infizierte bestrafen.

MARTIN LENTZEN

Foto: Archiv des Grauens

Zuviel rosaroter Zuckerguß

Kennen Sie das Gefühl, ein Buch gelesen zu haben, in dem viele wichtige Dinge gut versteckt, aber in einer so unsäglichen Art und Weise mit heißer Nadel verwoben worden sind, daß man am Schluß nicht mehr weiß, ob etwas daran gut oder alles schlecht war? Sofern Ihnen diese Erkenntnis fern liegt, so naht Abhilfe. Greifen Sie einfach zu Matti Bunzls Opus „Symptome der Moderne", empfiehlt
FLORIAN MILDENBERGER

Matti Bunzl: Symptome der Moderne. Juden und Queers im Wien des späten 20. Jahrhunderts. Edition Parabasen des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften Wien (Bd. 4). Rombach-Verlag, Freiburg 2004, 310 Seiten, 36,00 Euro

Muß sich ein Jude als Jude fühlen? Ist ein Schwuler nur schwul, wenn er sich als „queer" einordnet? Ist Einordnung und Zuordnung nicht anti-queer? Und sind die Gesetze von Logik, Sprache und wissenschaftlicher Arbeitsweise innerhalb Österreichs außer Kraft gesetzt? Das alles sind Fragen, die sich beim Lesen dieses Buches von selbst einstellen. Natürlich kann man darüber hinwegsehen, daß die Zitierweise und Verwendung der Fachliteratur höchst mangelhaft ist. Vielleicht fällt es etwas schwerer, wenn man selbst betroffen ist. Selbstverständlich wird ein Buch nicht dadurch schlecht, daß der Faden der Logik irgendwann abreißt. Aber wenn das alles noch mit einer grenzenlosen Selbstüberschätzung des Autors einhergeht, dann wird es irgendwann kritisch. Doch der Reihe nach.

Der Vergleich verschiedener Minoritäten verlangt außer umfassenden Kenntnissen vor allem Fingerspitzengefühl. So ist es eine große Leistung und Versuchung zugleich, sich komparativ mit „Juden" und „Queers" im Wien des späten 20. Jahrhunderts zu befassen. Beide Gruppen, so schreibt der Autor am Beginn des Buches, hätten massiv zur internationalen Öffnung Wiens in den letzten Jahrzehnten beigetragen. Hierbei hätten beide Minderheiten trotz großer gesellschaftlicher und kultureller Differenzen einen ähnlichen Transformationsprozeß durchgemacht.

Schon hier stellt sich die Frage nach der Definition von „Juden" und „Queers". Dem Autor gelingt es im gesamten Buch nicht, eine klare Aussage zu treffen. Zwar lehnt er einseitige Begriffsübernahmen aus dem angelsächsischen Diskurs ab, schafft aber selbst hier nichts Neues. Mehr als die Rezeption der Überlegungen George Mosses, wonach Juden und Homosexuelle „anders" seien, vermag Bunzl nicht zu vermitteln. Einige eingestreute Eigendefinitionen von Juden und Homosexuellen wirken auch nicht erhellend. Es scheint, als ob starre, verordnete Geschlechter nicht existieren. Leider kommt nur der Leser, nicht aber der Autor zu dieser Erkenntnis. Die Verengung der Perspektive auf Juden und Homosexuelle läßt andere „Andere" zurücktreten. Sinti/Roma, Zeugen Jehovas und weitere scheinbar leicht zu fassende, doch schwer definierbare „Andere" existieren für den Autor nicht.

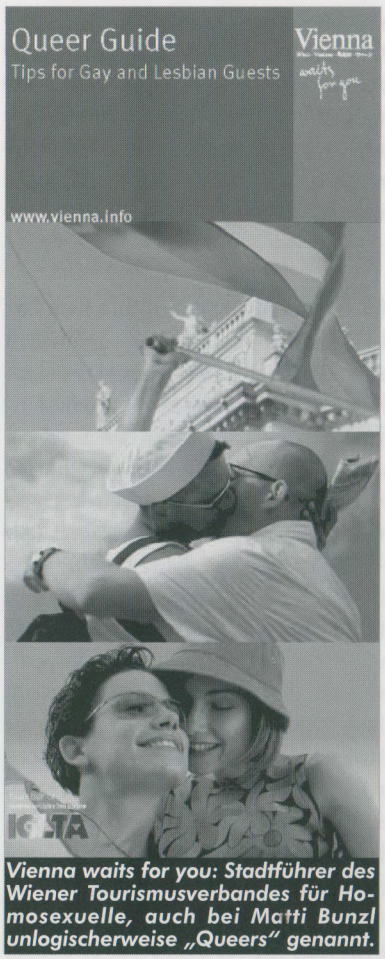
Gerade, als die Definitionssuche abreißt, beginnt der eigentlich starke Teil von Bunzls Werk: die schonungslose Schilderung des Schicksals von Juden in Österreich nach 1945. Selten wurde dies so anschaulich und klar in prägnanter Form dargestellt. Die Bemühungen von Juden, nicht als solche aufzufallen, ließen großen Forschungsspielraum zur Beantwortung der Frage, ab wann jemand „Jude" sei und wann nicht. Leider wird diese Chance nicht genutzt, wozu auch? Dies bedeutete eine Infragestellung der Verordnungen der Queer-Theory.

Gerne hantiert Bunzl mit dem Vokabular der Antisemiten. So ist für ihn die „Rassenfrage" kein Fall für Gänsefüßchen. Von der „Judenfrage" ganz zu schweigen (S. 70/71). Hat man diese Tiefschläge verdaut, erfreut Matti Bunzl den Leser mit einer gerafften, aber ebenfalls gelungenen Darstellung des Lebens schwuler Männer und lesbischer Frauen. Hiermit beantwortet er indirekt die Frage, was denn „Queers" seien. Spätestens am Ende des Buches, wenn Matti Bunzl die rosigen Zeiten für Lesben und Schwule angebrochen sieht, mithin die Inkorporation in den bestehenden Staat, müßte sich eigentlich der Autor selbst fragen, was dann noch „queer" an diesem Lebensstil sein soll. Que(e)r zur Realität stehen jedoch höchstens Bunzls fest gefügte biologistische Denkschemata. Bisexualität oder Religionswechsel sind für ihn Fremdworte, sie könnten ja sein Konstrukt durcheinander wirbeln. Dieses wird nur notdürftig durch den Vergleich jüdischer und schwul/lesbischer Straßenfeste und ihre tiefschürfend erläuterte Breitbandwirkung kaschiert. Immerhin bemerkt in diesem Zusammenhang sogar Bunzl, daß vielleicht eher gesamtgesellschaftliche Liberalisierungstendenzen der 1960er und 1970er Jahre die späte Entfaltung der von ihm untersuchten Minderheiten in Wien beflügelten und nicht umgekehrt. Völlig unreflektiert bleibt die Jubelmeldung Bunzls, daß heute die selben Politiker und Meinungsmacher mit

Charmantes Wien

Für eine repräsentative Studie stellte die Soziologin Hilde Weiß (Universität Wien) 1996 die Frage: „Sollten Juden mit uns in Österreich leben?" 49 Prozent der Österreicher stimmten zu, 22 lehnten ab (1984: 16). 34 Prozent bejahten die Aussage, „Juden haben heute in Österreich zuviel Einfluß", und 24 Prozent (35 Prozent der über 60-Jährigen) meinten, „der Zugang für Juden zu einflußreichen Berufen sollte kontrolliert werden". 16 Prozent fanden, „die Beseitigung der Juden aus unserem Land hat auch positive Auswirkungen gehabt". „Juden beherrschen das Weltgeschehen" glaubten 49 Prozent.
In einer anderen Studie resümierte Weiß, sieben Prozent der Wiener Bevölkerung hegten ein „sehr starkes Vorurteil", 18 Prozent ein „starkes Vorurteil" und 25 Prozent ein „mittleres Vorurteil" gegenüber Juden. Von den Wienern seien lediglich 35 Prozent „weitgehend vorurteilsfrei". In Österreich insgesamt seien diese Zahlen um fünf bis zehn Prozent höher.

„Juden" und „Queers" feiern, die noch einige Jahre zuvor eine massive Ausgrenzungspolitik zumindest nicht behindert hatten. Dies als Erfolg auszugeben, kann nur als gewagt bezeichnet werden. Man könnte auch lästern, der Autor bewege sich queer zur Realität. Den typischen Fehler österreichischer Linkspolitiker, ihr Heil in einem „europamäßigen" Denken und Dampfplaudern zu suchen, macht Bunzl bereitwillig mit. So, als ob Europa nur aus einem scheinbar homofreundlichen Gerichtshof bestünde und nicht auch einen gar nicht so selten fremdenfeindlich auftretenden Moloch (Festung Europa) darstelle.



Vienna waits for you: Stadtführer des Wiener Tourismusverbandes für Homosexuelle, auch bei Matti Bunzl unlogischerweise „Queers" genannt.

In den letzten Kapiteln kollabiert Bunzls bis Seite 214 stringent durchgehaltenes Schema der Schilderung „jüdischer" und anschließenden Beschwörung „queerer" Verhältnisse. Denn es gibt Denkmäler und Museen, die an den Holocaust erinnern. So etwas fehlt den „Queers", die zeigen lieber „nackte Haut" auf der Ringstraße.

Spätestens an diesem Punkt hätte der Autor die unterschiedlichen Körperkonzepte und -verständnisse der angeblich so ähnlichen Minderheiten thematisieren müssen. Dabei wäre er endlich auch bei der Unterscheidung von Sex und Gender angelangt gewesen. Ferner wäre eine Stellungnahme zur Unsinnigkeit von Diskussionen um einen „Homocaust" und die Vergleichbarkeit mit dem „Holocaust" angebracht gewesen. So aber läßt Bunzl dumpfen Hoffnungen und politisch-architektonischen Blödeleien freie Bahn und erlaubt sich noch einen träumerischen Ausblick auf die Möglichkeiten in der „Postmoderne". Dies bleibt der letzte nicht näher definierte Terminus in einem an Fremdworten reichen und an Logik armen Buch.

Wie konnte Matti Bunzl solide historische Arbeit und bisweilen geniale Verknüpfungen mit derartigen Unsinnigkeiten verbinden? Als Professor für Anthropologie und Geschichte in Illinois, der in Wien studiert hat, steht er quasi zwischen den angelsächsischen und zentraleuropäischen Diskursen. Er hätte sich das Beste aussuchen können, stattdessen mischt er alles zusammen. Daß er für seine Studie Beifall der Wiener Wissenschaftsgesellschaft erhielt und sie in die Buchreihe des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften (IFK) aufgenommen wurde, ist noch kein Qualitätssiegel. Gerade im Hinblick auf die Geschichte von Juden und Homosexuellen könnte dies deutlich werden. Man ist versucht zu fragen, ob er eventuell zu viel von Otto Weiningers Gedanken und zu wenig von den Begleitumständen seines Daseins aufgesaugt habe. Dazu müßte man allerdings Literatur lesen, die nicht unbedingt dem eigenen, vorgefertigten Weltbild entspricht. Dergleichen Überlegungen liegen Bunzl fern, lieber übergießt er alles mit einem rosaroten, queer genannten Zuckerguß. Kippt man genügend Soße über die Szenerie, so verwandelt sich auch die hinterste alpine Seelenlandschaft – von oben betrachtet – in eine geschlossene, glitzernde, ebene Eisdecke.

Projektionsfläche: Jude

Am 23. Oktober zitierte die *Frankfurter Allgemeine* den Palästinenser Ibrahim: „Ich hätte Said auch selbst getötet. Er hatte kein Recht mehr zu leben." Die *FAZ* hakte nach: „Weil er Sex mit Männern hatte? Weil er einen Mann liebte?" – „Weil er gesündigt hat ... Aber er hätte als Märtyrer ins Paradies einziehen können. Er hätte seine und die Ehre der Familie retten können. Wir haben ihm eine Chance gegeben." Doch Said wollte, so die *FAZ*, „nicht als lebende Bombe in Israel Juden in die Luft sprengen. So hat er sich am 14. März erhängt, und sein jüngerer Bruder Ibrahim, ein eifriges Mitglied der Hamas, hat ihn gefunden." In den besetzten Gebieten würden viele Schwule nicht der mit bis zu zehn Jahren Haft bewehrten „Sodomie", sondern der „Kollaboration mit Israel angeklagt, gefoltert und getötet. 'Homosexualität wird als ein Verbrechen gegen die Natur gesehen, und wer moralisch so verdorben ist, der muß auch zur Kollaboration fähig sein', schildert Bassam Eid von *Palestinian Human Rights* Watch weitverbreitete Denkmuster.' ... So bleibt palästinensischen Schwulen heute nur eine Möglichkeit: die Flucht. Die meisten machen sich auf ins Feindesland, nach Israel, einem Staat, der im Umgang mit Homosexualität zu den fortschrittlichsten der Welt gehört."
In dem *FAZ*-Artikel scheint ein notorisches Motiv des Antisemitismus auf: das sexuelle, das den (pan-)arabischen Nationalismus als Kern des Nahostkonflikts flankiert und den antijüdischen Verschwörungswahn auf emotionaler Ebene füttert. Die Geschichte der angeblichen „jüdischen Herrschaft über die Menschen" äußere sich etwa „in der Verbreitung moralischer Verderbnis, sexueller Anarchie". Damit zitierte Jochen Müller im Rahmen einer Veranstaltungsreihe der Initiative Antisemitismuskritik 2003 den islamistischen Autor Muhammad Qutb. Ziel sei laut Qutb „die Schwächung und Zersetzung des arabischen Gegners" durch „Verbreitung von Impotenz mittels von Israel vergifteter Kaugummis oder von AIDS durch Agentinnen des Mossad". So unterstelle ein Buch „Krieg der Prostituierten", jüdische Huren würden auf ägyptische Politiker angesetzt. „Westliche" – Subtext: jüdische – Bevölkerungspolitik stehe im Verdacht, die „Sexualmoral und die Ordnung der Gesellschaft zu untergraben. Das gilt auch für die Idee der Gleichheit von Mann und Frau oder die Homosexualität – die immer wieder als krank dargestellt" und mit „Israel bzw. den Juden in Verbindung gebracht wird". Müller zufolge handele es sich oft „um eigene Wünsche und Bedürfnisse", die „aus verschiedenen Gründen für das Kollektiv und Individuum unerfüllbar bleiben. Allein 'die anderen' (auch die der eigenen Gesellschaft) sind Träger von Macht, Luxus, Schönheit, Freiheit und Glück – und zwar, so die Projektion, ohne dafür arbeiten und sich abrackern zu müssen. Mit ihren Trägern geraten dann auch Macht, Luxus oder Freiheit (insbesondere etwa sexuelle Freiheit) selber unter Verdacht. So sind in patriarchalen Gesellschaften immer wieder die Rolle von Frau und Familie, die Bedeutung der Religion, des kulturellen Erbes oder traditioneller Werte diejenigen politischen Felder, auf denen die eigene kollektive Identität gegen die vermeintliche Bedrohung von außen um so vehementer und rigider verteidigt wird." Leider nur eine Fußnote von Müllers nun im Band „Israel in deutschen Wohnzimmern" nachzulesenden Vortrags „Ventil und Kitt" verweist in ganz bestimmte deutsche Stuben: „Ein ähnliches Phänomen charakterisiert auch Teile von Migranten mit muslimischer Sozialisation: Eine Rückbesinnung auf Elemente kollektiver Identität und traditioneller Werte scheint nicht zuletzt eine Reaktion auf integrationspolitische Defizite der Mehrheitsgesellschaften zu sein, die mit zunehmendem politischen und sozialen Druck auf die Migranten einher gehen."
Phänomene des arabisch-islamischen Antisemitismus sind nur ein Topos der Anthologie; andere sind die in der BRD fortwirkende Judenfeindlichkeit nach und *wegen* Auschwitz und die darin gründende stringent antiisraelische mediale Nahost-Reflexion. Ernüchternd sind die Analyse des linken Antisemitismus' sowie der permanenten Sonderbehandlung des jüdischen Staates in internationalen Konferenzen und Organisationen. Faktenreich und außerordentlich komprimiert, sei das Buch dringend vor allem jenen naiven pro-palästinensischen Anti-Imps empfohlen, die selten etwas über die Geschichte Israels wissen, das, so die Herausgeber, „oft für Verhaltensweisen kritisiert wird, die jedem Staat immanent sind". Kritisiert gehöre indes „die Weltordnung als solche, die Konkurrenz zwischen den Staaten um den Reichtum der Welt mit all seinen Folgen, nicht aber ein einzelnes Land, in dem die Normalität, nämlich Gewalt nach innen und außen, aufgrund medialer Inszenierung aber auch einer besonders angespannten aktuellen politischen Lage besonders zu Tage tritt. Israel ist *in diesem Sinne* ein Staat wie jeder andere." **EIKE STEDEFELDT**

Initiative Antisemitismuskritik (Hg.): Israel in deutschen Wohnzimmern. Realität und antisemitische Wahrnehmungsmuster des Nahostkonflikts. Ibidem-Verlag, Stuttgart 2005, 240 Seiten, 15,90 Euro

Angela Steidele

In Männerkleidern

Die Kölner Literaturwissenschaftlerin und Publizistin Angela Steidele ist Trägerin des Gleim-Literaturpreises 2005. Sie erhielt den mit 5.000 Euro dotierten und alle zwei Jahre verliehenen Preis, der bedeutende Beiträge zur Erschließung der Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts würdigt, für ihr Buch „In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagrantinus Rosenstengel, hingerichtet 1721. Biographie und Dokumentation".

In ihrer 2004 im Böhlau-Verlag erschienenen Arbeit „rekonstruiert und erzählt Angela Steidele auf der Grundlage umfangreicher Quellenrecherchen das erstaunliche Leben einer Frau, die im frühen 18. Jahrhundert als Mann verkleidet lebte und 1721 vermutlich als europaweit letzte Frau für die Unzucht mit einer anderen Frau hingerichtet wurde", so die Jury.

Steideles Forschungsschwerpunkt ist die Geschichte der weiblichen Homosexualität im 18. und 19. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum. Die Verleihung der nach dem Dichter und Literaturförderer Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803) benannten Auszeichnung fand am 15. Oktober 2005 im Gleimhaus Halberstadt statt. Bevorzugt gewürdigt werden Werke, die so verfaßt sind, „daß sie auch ein größeres Publikum erreichen."

Zur sechsköpfigen Jury gehörte auch der Leipziger Verleger Mark Lehmstedt, der für seine Untersuchung „Bücher für das 'Dritte Geschlecht'" selbst erst im Frühjahr 2005 mit einem Buchpreis ausgezeichnet worden war. (vgl. „Die lederne Wurst", *Gigi* Nr. 39, „Fürs Dritte Geschlecht", *Gigi* Nr. 37, sowie „Inzest in Saarbrücken", *Gigi* Nr. 35)

Klassenfrage Bumskontrolle

Die Rasterfahndung nach und verschärfte Kontrolle von ALG-II-Empfängern glossierte Mathias Wedel am 1. November in *Neues Deutschland*:

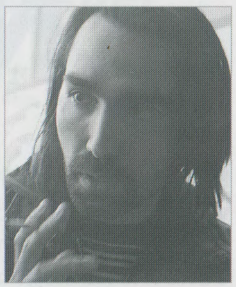
„Man kennt das aus dem Mittelalter oder aus bösen Diktaturen. Für die Obrigkeiten stand immer im Mittelpunkt die Klassenfrage: Wer mit wem? Man konnte nicht einfach so durch die Betten toben! Triebgesteuert läßt sich eben kein Gemeinwesen führen ... Ach ja die Arbeiterklasse! ... Sie will ... fettes Arbeitslosengeld einstreichen und trotzdem auf gepflegten Sex in einer gut geölten Zweierbeziehung nicht verzichten. Das ist natürlich unverschämt dem Arbeiterführer Wolfgang Clement gegenüber. Entweder man lebt zölibatär – gerade jetzt im 'Müntefering-Aufgebot' bietet sich eine gute Gelegenheit, sich der Keuschheit zu verschreiben – oder parasitär. Wer miteinander Sex hat, soll auch füreinander zahlen. Die Folge ist, daß sich Paare schweren Herzens scheiden lassen, die es recht und schlecht 30 Jahre miteinander ausgehalten haben . 'In guten wie in schlechten Zeiten' wollten sie ursprünglich zusammenbleiben. Aber daß die Tage mal so schlecht werden, daß man bei Fortsetzung der ehe- oder eheähnlichen Gemeinschaft die Wohnung verliert, das war dann doch nicht vorgesehen. Aber die Kontrolle des Sexualverhaltens der arbeitslosen Werktätigen gehört zu den den schwierigsten staatlichen Kernaufgaben. Die Bundeskanzler von Konrad Adenauer bis Helmut Kohl haben sich da nie wirklich rangetraut. Sie gingen davon aus, daß das Privatsache sei. Erst die deutsche Sozialdemokratie hat den Freiheitsbegriff etwas enger gefaßt: Unkontrolliert zum Höhepunkt kommen darf nur noch, wer sein Existenzminimum selber erwirtschaften kann ... Jetzt streifen staatliche Kontrollen durch die Wohngebiete wie früher die Parteibeauftragten (der SED in der DDR in den 50er Jahren – *Gigi*), die unter Fenstern lauschten, ob Westfernsehen geguckt wurde. Im Jargon der Arbeitsagenturen heißen sie Bumskontrolle ... Sie strecken die Hand in Doppelbetten – und wehe, die beiden Hälften sind warm. Sie ziehen einen Pyjama unter der Matratze hervor und halten ihn der angeblich züchtigen ALG-II-Empfängerin vor die Nase ... Oder sie holen gleich einen nackten Kerl ... bei fünf Grad minus vom Balkon. Bei begründetem Verdacht und unter Hinzuziehung eines Veterinärs können auch Abstriche aus diversen Körperöffnungen genommen werden. Endlich lernen wir wieder, Respekt vor dem Staat zu haben. Übrigens: Wer sein Telefon öfter als vier Mal klingeln läßt, ist in flagranti überführt. Da weiß die Bumskontrolle gleich: Die treiben's wieder. Da hilft nur: Telefon am Bett und rangehen und so tun, als ob man sich gerade auf dem Hometrainer fit für den Arbeitsmarkt hält."

Sorry, Jungs!

In ein Fiasko mündete der laut Medienberichten „größte Kinderschänderprozeß in der Geschichte Frankreichs" in Outreau. Am 1. Dezember endete das Berufungsverfahren, das der Hauptangeklagte Franck Lavier und fünf weitere Verurteilte angestrengt hatten. Seither, so die *Berliner Zeitung*, „haben viele bei ihm Abbitte zu leisten. Denn das Urteil lautete Freispruch für alle sechs. Generalstaatsanwalt Yves Bot bat bei den zu Unrecht Beschuldigten ausdrücklich um Entschuldigung. Was bislang als einer der größten Kinderschänderskandale der französischen Justizgeschichte gehandelt wurde, entpuppt sich nun als Justizskandal, als 'Justizkatastrophe', wie ... Justizminister Pascal Clement formuliert." Den vorwiegend gegen Sozialhilfeempfänger einer Vorortsiedlung geführten Prozeß prägten skandalöse Verfahrensfehler.

Unterdessen wurde bekannt, daß das Trierer Amtsgericht kein Hauptverfahren gegen den Pädo-Aktivisten Dieter Gieseking wegen Verbreitung pornographischer Schriften eröffnen wird, „da der Angeschuldigte der ihm vorgeworfenen Straftaten nicht hinreichend verdächtig ist". Unter anderem waren auf Giesekings Computer (zum Zeitpunkt der Beschlagnahmung schon länger gelöschte) Bilddateien gefunden worden, bei denen es sich allerdings um frei zugängliche Bilder des Künstlers Otto Löhmöller gehandelt hatte. Die Gerichtskosten fallen der Staatskasse zu (Az.: 3007 Js 27397/02 37 Ds).

Mann oder Mehmet?



Mehmet Tarhan

Auf Kundgebungen und Mahnwachen forderten am 9. Dezember 2005 weltweit Antikriegs- und Friedensgruppen in über zwölf Ländern die Freilassung des schwulen türkischen Kriegsdienstverweigerers Mehmet Tarhan. Bei einer Veranstaltung in Frankfurt am Main erklärte Rudi Friedrich von der internationalen Kriegsdienstverweigererorganisation *Connection*, die Türkei müsse das Menschenrecht auf Kriegsdienstverweigerung endlich anerkennen. Das „skandalöse Urteil" von vier Jahren Haft für Tarhan, das ein türkisches Gericht erst am 10. August gefällt hatte, müsse sofort aufgehoben werden. Nach Angaben von Christian Axnick von der Deutschen Friedensgesellschaft – Vereinigte Kriegsdienstgegner (DFG-VK) seien bereits Hunderte Kriegsdienstverweigerer aufgrund der Repressionen aus der Türkei ins Ausland geflohen. „Die deutschen Behörden lehnen sie jedoch in den Asylverfahren ab. Hier gilt es, klar von der deutschen Regierung zu fordern, daß Verweigerer und Deserteure Schutz und Asyl brauchen."

Achtzehn Abgeordnete des Europa-Parlamentes haben unterdessen die türkische Regierung darauf hingewiesen, daß die Behandlung des in der Haft mehrfach mißhandelten Tarhan das Menschenrecht auf Kriegsdienstverweigerung und das Verbot grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Strafe oder Behandlung verletze. Tarhan hatte immer betont, daß er eine Ausmusterung wegen seiner Homosexualität als „faulen Kompromiß" ablehne. Er besteht auf die Anerkennung seiner Kriegsdienstverweigerung (vgl. „Coming-out-Hilfe 1", *Gigi* Nr. 40, S.14). Aktuelle Informationen zum Fall unter *www.connection-ev.de*

Dirty Luder (1)

Wie man jemanden zum Sex einlädt und ihn dann wegen Kindesmißbrauchs vor Gericht bringt, war der *Bild*-Zeitung vom 22. November unter der Überschrift „'Dirty Luder' war erst 13!" zu entnehmen:

„Aus Männer-Haß suchte sie Sex-Opfer im Internet ... Sie nannte sich 'Dirty Luder' und suchte im Internet Männer für harten Sex ... Er hatte seinen Spaß, bis die Polizei kam ... Bauschlosser Roger (47) ... lernte im Internet Andrea (13) kennen ... Man tauschte Handy-Nummern ... und verabredete sich zum Sex. Auf einem Waldweg ist es laut Anklage zu Sex-, Fessel-, und Dildospielen gekommen ... 'Ich sollte ihr auch das T-Shirt zerfetzen, aber das ging nicht. Das Material war zu fest', sagte der Angeklagte. Nach dem Sex fuhr er nach Hause, sie zur Polizei, zeigte ihn wegen sexuellen Mißbrauchs von Minderjährigen (Höchststrafe 10 Jahre) an. 'Sie hat viel älter ausgesehen. Außerdem ist alles einvernehmlich geschehen', sagte der Angeklagte. Sein Anwalt Rolf Schaumlöffel (61): 'Die junge Frau wollte sich wegen schlechten Erlebnissen in der Kindheit an Männern rächen. Mein Mandant ist auf sie hereingefallen. Sie hatte sogar noch mehr Sex-Kontakte, für die es weitere Ermittlungsverfahren gibt.' Der Bauschlosser wurde zu 18 Monaten Haft auf Bewährung verurteilt. Der Richter riet ihm: 'Passen sie in Zukunft besser auf, worauf sie sich im Internet einlassen.'"

Die vermehrt um sich greifende sexuelle Denunziation vor Gericht ist nicht zuletzt eine Folge des unter Rot-Grün verschärften Sexualstrafrechts, das die neue schwarz-rote Regierung nun nochmals „reformieren" und „übersichtlicher" gestalten will.

Dirty Luder (2)

In der Ausgabe vom 10. November 2005 vermeldete die *Bild*-Zeitung über ein Folteropfer: „Sie lockte ihn mit Sex in die Folter-Falle ... Jenny (17) aus Berlin-Treptow ... und ihre Freunde quälten einen braven Bäcker mit einem Bügeleisen ... Wie es zu der Tat kommen konnte – ein Rätsel". Doch *Bild* weiß natürlich mehr: „Jenny gehört der Neonazi-Schläger-Bande 'Deutsche Schläger Gruppe' (DSG) an, dort erzählte man sich: Bäcker Heinz, in Wahrheit ein unbescholtener Bürger, sei ein Pädophiler, treibe Sex mit Kindern. Jenny sprach ihn auf der Straße an, sagte, sie sei 14 Jahre jung und hätte Lust auf Sex ... der ledige Mann ging mit ... nahm Jenny mit in seine Wohnung." In die stürmten später drei von Jennys Kumpanen. „Zwei von ihnen, so die Staatsanwaltschaft, begannen Heinz W. (40) zu foltern, drückten ein heißes Bügeleisen auf die Brust und den Bauch ... traten und schlugen auf ihn ein", bis der ganze Körper mit Brandflecken übersät ist. *Bild*: „Er kam schwerverletzt ins Krankenhaus." Zwölf Jugendliche der „Deutschen Schläger Gruppe" stehen derzeit wegen dieses und weiterer Delikte vor Gericht.

Dirty Luder (3)

Der Werbefeldzug für das höchst umstrittene Pädo-Präventionsprojekt der Berliner Charité „Lieben sie Kinder mehr als ihnen lieb ist?" ist in der Kategorie „Kampagnen von gesellschaftlichen Organisationen" mit dem Politikaward 2005 ausgezeichnet worden.

„Die Kampagne greift ein absolutes Tabuthema auf: Pädophilie", bekennt die Jury ihr komplettes inhaltliches Mißverständnis der frappant an die Busse & Bahnen-Werbung der Agentur Ritter Slagmann erinnernde Kampagne der Hamburger Agentur Scholz & Friends. „Die originelle wie treffende Frage" spreche „Betroffene behutsam an. Das Ziel: Probanden für ein bisher weltweit einmaliges Forschungsprojekt an der Charité finden, das helfen soll, Kindesmißbrauch zu verhindern. Und sie dazu bewegen, sich für einen kostenlosen Therapieplatz zu bewerben."

Der von der Polit-PR-Branche vergebene Preis wurde am 29. November auf einer Edelgala im Konzerthaus am Berliner Gendarmenmarkt überreicht. Weitere Gewinner: die SPD-Bundestagswahlkampagne und Hans-Christian Ströbele als „Mobilisierer des Jahres". Hintergründe zu Projekt und „Pädo"-Kampagne in *Gigi*: „Public Relation" und „Nächste Phase 1" (Nr. 40) sowie „Mehr als ihnen lieb ist" (Nr. 38).

Fotos privat, Connection

Niemals Grundbaß

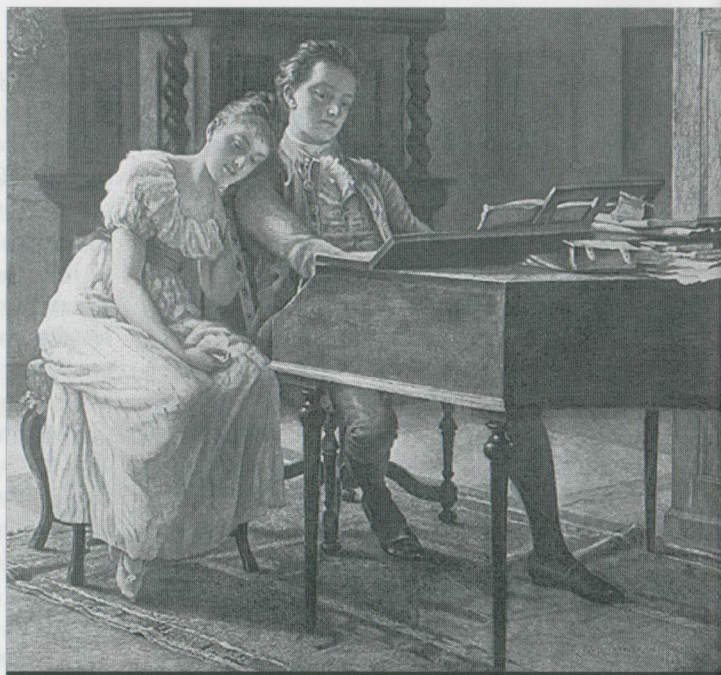
Schon Johann Wolfgang von Goethe lobte die Begabung jener Frau, der das Berliner Abgeordnetenhaus am 14. November 2005 anläßlich ihres 200. Geburtstages einen Festakt widmete. Als Ehrengast ließ ihre Urenkelin Cécile Lowenthal-Hensel die 140 Anwesenden dies wissen: „Fanny Hensel war eigentlich eine hochmoderne Frau und hat als solche zur allgemeinen Emanzipierung beigetragen." Das „eigentlich" der Historikerin verwies letztlich auch darauf, daß das umfangreiche Œvre der bedeutendsten deutschen Komponistin Zeitgenossen wie Nachgeborenen lange verborgen blieb und erst postum rezipiert wurde. Denn als Frau zur „Gelegenheitskomponistin" erklärt, hatte sie im Schatten ihres jüngeren Bruders Felix zu stehen. Das Familiengrab der Mendelssohn-Bartholdys besuchte EIKE STEDEFELDT

Nie habe „der Jude" eine eigene Kunst gehabt; „von reichster spezifischer Talentfülle" möge er sein, „die feinste und mannigfaltigste Bildung, das gesteigertste, zartempfindende Ehrgefühl besitzen, ohne durch die Hilfe aller dieser Vorzüge es je ermöglichen zu können, auch nur ein einziges Mal die tiefe, Herz und Seele ergreifende Wirkung auf uns hervorzubringen, welche wir von der Kunst erwarten". Der da eine „Verjüdung der modernen Kunst" beklagte, tat das nicht 1938 im *Völkischen Beobachter*, sondern 1850 in der *Neuen Zeitschrift für Musik*. Sein Name war Richard Wagner.

In Gold taucht die Herbstsonne den Dreifaltigkeitsfriedhof um das eisern umgitterte Rechteck, das uns diese Schmähung aus dem Gedächtnis ruft und eine Radiomeldung: „Unbekannte haben auf einem Friedhof in Berlin-Kreuzberg mehrere Kreuze auf dem Ehrengrab der Familie des Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809-1847) aus dem Sockel gerissen. Wie die Polizei am Freitag mitteilte, wurden drei Kreuze zerstört."

Lücken klafften wochenlang, wo bis zum 23. September schlichte weiße Marmordenkmale gestanden hatten – auch das für jenen Gewandhauskapellmeister, den Wagners Pamphlet beim Namen nannte und dessen Sterbetag am 4. November 158 Jahre zurücklag.

Doch der 1805 in Hamburg geborenen Schwester, nicht Felix, gilt unser Besuch. Fanny Cæcilie Hensel, besagt ein Schild am Fuße des roten Marmorsteins, war „Komponistin, schrieb 250 Lieder, 80 Klavierstücke, 4 Kantaten und 3 Kammermusiken".



Eine innige, aber nicht gleichberechtigte Beziehung: Die Geschwister Fanny und Felix Mendelssohn um 1823 im elterlichen Musikzimmer.

Der eigentliche Beruf

Das frühe 19. Jahrhundert ist die Blütezeit der Romantik. Künstlerisch ist Fanny dem innig geliebten jüngeren Bruder Felix ebenbürtig. Ihre Eltern, der Bankier Abraham Mendelssohn-Bartholdy und seine Frau Lea, gehören zur wohlhabenden bürgerlichen Oberschicht und lassen ihre Tochter von keinem Geringeren als dem Leiter der Berliner Singakademie, Carl Friedrich Zelter, unterrichten. Die Dreizehnjährige dankt dies ihrem Vater zum Geburtstag mit dem Vorspielen sämtlicher 24 Präludien aus Bachs „Wohltemperiertem Klavier" – ohne Notenheft.

Mag ihr Talent noch so groß sein, gebricht es einer Frau jener Zeit an den Möglichkeiten ihres Bruders, und so revanchiert sich der Vater an Fannys 23. Geburtstag mit der Ermahnung: „Ich habe nichts gegen Dein Komponieren, solange es nur Zierde, niemals Grundbaß ist. Ein Komponist aber – als Beruf – kannst Du nicht werden. Du hast Felix den Vortritt zu lassen, auch wenn Du vielleicht genauso begabt bist wie er. Du mußt beständiger werden und Dich ernster und emsiger Deinem eigentlichen Beruf, dem *einzigen* einer jungen Frau, widmen – ich meine den Beruf der Hausfrau." Im Jahr darauf gesteht sie dem Dichter Karl Klingemann, Freund des mit ihr verlobten und später gegen den Willen der Familie verheirateten Hofmalers Wilhelm Hensel: „Daß man übrigens seine elende Weibsnatur jeden Tag auf jedem Schritt seines Lebens von den Herren der Schöpfung vorgerückt bekömmt, ist ein Punkt, der einen in die Wut und somit um die Weiblichkeit bringen könnte, wenn nicht dadurch das Übel ärger würde."

Ihre Werke vor breitem Publikum aufzuführen, bleibt einer Frau verwehrt. Zwar begründet erst die von den Geschwistern 1829 inszenierte Wiederaufführung der Matthäus-Passion den Weltrang des Bachschen Werkes, doch den Ruhm dafür erntet seinerzeit und später allein Felix. Auch ihr einziges „Oratorium nach Bildern der Bibel" fällt bis zur Kölner Uraufführung 1984 dem Vergessen anheim. Nur einmal, 1838, darf sie ein öffentliches Wohltätigkeitskonzert geben: Sie spielt das Klavierkonzert g-Moll ihres Bruders. Fanny verfällt über diese berufliche Einengung in Depressionen, die erst während eines längeren Italien-Aufenthalts 1839 bis 1841 künstlerischer Inspiration und forciertem Komponieren weichen.

Die CD „Nach Süden" (15,90 Euro) kann im Handel bestellt werden oder via Email unter: kontakt@o-ton-produktion.de

Aber weiterhin bleiben ihr zur Uraufführung eigener Kompositionen allein die in besseren Kreisen beliebten häuslichen Salons; wie Rahel Varnhagens und Henriette Herz' philosophisch-literarische, so machen Fanny Hensels musikalische Salons bald Furore in Berlin. Die Umstände sind günstig, bewohnen die Nachkommen des Philosophen Moses Mendelssohn doch ein ansehnliches Palais in der Leipziger Straße 3, wo sich für Matinéen ein idyllisches Gartenhaus anbietet. Fannys „Sonntagsmusiken" besuchen Zelebritäten wie Niccoló Paganini, die Brüder Grimm, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Bettina von Arnim, Clemens von Brentano, Clara und Robert Schumann, Franz Liszt, Carl Maria von Weber, E.T.A. Hoffmann, Giacomo Meyerbeer und Frederic Chopin. Auch Heinrich Heine kommt, dessen Gedicht „Warum sind denn die Rosen so blaß" sie zu einem ihrer schönsten Lieder vertont.

Wie ein Esel zwischen zwei Heubündeln

Was immer sie nach der Rückkehr aus Italien komponiert – sie vertont viele Gedichte, darunter von Eichendorff, Lenau, Grillparzer und Goethe, der sie gar ihr persönlich zueignete – findet höchste Anerkennung beim Ehemann und besonders bei Felix. Der jedoch dagegen ist, daß sie ihre Werke verlegen läßt, und dem sie, hin- und hergerissen zwischen den ihr am nächsten stehenden Männern, am 22. November 1836 schreibt: „Was mein Herausgeben betrifft, so stehe ich dabei wie der Esel zwischen zwei Heubündeln. Ich selbst bin ziemlich neutral dabei, es ist mir aufrichtig gestanden einerlei, Hensel wünscht es, Du bist dagegen. In jeder andern Sache würde ich natürlich dem Wunsche meines Mannes unbedingt Folge leisten, allein hierbei ist es mir doch zu wichtig, Deine Beistimmung zu haben, ohne dieselbe möchte ich nichts der Art unternehmen." Doch Fanny leidet unter Felix' Nein, und so bittet ihn die Mutter im Juli 1837, Fanny zur Edition ihrer Werke zu raten. „Ihr zureden, etwas zu publizieren, kann ich nicht, weil es gegen meine Ansicht und Überzeugung ist", bescheidet sie der Sohn. „Dazu ist sie zu sehr eine Frau." Neun Jahre vergehen, bis Fanny Felix im Juli 1846 gesteht: „Ich habe zu vierzig Jahren eine Furcht vor meinen Brüdern, wie ich sie zu vierzehn vor meinem Vater gehabt habe", um ihm „mit einem Wort" den Entschluß mitzuteilen: „Ich fange an, meine Lieder herauszugeben." Noch im selben Jahr erscheinen „Sechs Lieder für eine Singstimme" und „Vier Lieder für Pianoforte". Begeistert ist die Kritik, doch zu spät ist es, den ihr gebührenden Ruhm zu ernten. Während der Probe zu einer Sonntagsmusik trifft sie am 14. Mai 1847 der Schlag. Wilhelm Hensel malt danach nie wieder ein Bild, Felix erholt sich nicht von der Todesnachricht und stirbt Monate später, während ihr enger Freund, der Komponist Charles Gounod, ihr nachruft: „Madame Hensel war eine unvergleichbare Musikerin, eine ausgezeichnete Pianistin, eine geistig überlegene Frau; sie war klein, fast schmächtig, aber der feurige Blick aus tiefen Augen verriet ungewöhnliche Energie. Als Komponistin war sie von seltener Begabung."

Dankenswerterweise edierte die O-Ton-Produktion Berlin zum 200. Geburtstag der Komponistin die CD „Nach Süden. Ein Briefwechsel und 11 Lieder". Markus Hoffmann erzählt die Geschichte Fanny Hensels, der Beate Kurecki die Stimme einer, entsprechend ihrem von Zeitgenossen überlieferten Temperament, souveränen, burschikos-heiteren, sensiblen jungen Frau verleiht. François Smesny spricht (mit etwas zu junger Stimme) den Vater Abraham Mendelssohn, und Felix' Teil des literarisch brillanten Briefwechsels liest Andreas Hueck. Wie wunderbar zart klingt doch das letzte der von Barbara Tisler gesungenen Stücke. Man fand die Vertonung einiger Strophen aus von Eichendorffs Poem „Der wandernde Musikant" unter dem Titel „Bergeslust" auf Fanny Hensels Sekretär – vollendet am Abend vor ihrem Tode. Die letzte Noten- und Textzeile gravierte man in ihren Grabstein: „Gedanken gehen und Lieder fort bis ins Himmelreich, fort bis ins Himmelreich."

Déporté homosexuel

Am 25. November starb Pierre Seel. Ein Nachruf auf einen ehemaligen Rosa-Winkel-Häftling von Dirk Ruder

Wenn er von der Gestapo-Haft erzählte, hielt er manchmal inne, sah sein Gegenüber mit großen Augen an und fragte: „Wie ist das nur möglich?" Oder er seufzte: „Können Sie sich so etwas vorstellen?" Vieles, was dem Franzosen widerfuhr, mag man sich nicht vorstellen. Nach fast vierzig Jahren Schweigen hat Pierre Seel darüber gesprochen. Seit 1982. Wieder und wieder. Dafür kam er sogar ins verhaßte Deutschland. Nach Saarbrücken, zur Ende September 1996 von der saarländischen Landeszentrale für politische Bildung veranstalteten Konferenz „Wider das Vergessen. Die Verfolgung der Homosexuellen im Dritten Reich – Die unterbliebene Wiedergutmachung für homosexuelle Opfer in der Bundesrepublik Deutschland". Wer dort als Gast referierte ist nachzulesen im 2002 beim Verlag Schöningh edierten Band „Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle". Pierre Seels Name fehlt darin sowohl im Inhaltsverzeichnis als auch im Personenindex. Dabei war Seel wahrscheinlich der einzige Teilnehmer, der den NS-Terror gegen Homosexuelle selbst hatte erleben müssen.

„Können Sie sich das vorstellen?" Pierre Seel, 1923-2005

Seinerzeit Reporter des Duisburger Radiomagazins *Pink Channel*, besitze ich noch einen Mitschnitt der von Matthias Frings moderierten Zeitzeugenbefragung. Seel berichtete, wie er im besetzten Elsaß aufgrund einer Rosa Liste der Gendarmerie in die Fänge der Gestapo geriet, von entsetzlicher Folter und, von Weinkrämpfen gepeinigt, von der Hinrichtung seines Freundes Jo, auf den die KZ-Aufseher ihre Schäferhunde hetzten. Dem Tod knapp entronnen, entschuldigte sich Seel vor einem beschämtem *Pink-Channel*-Reporter höflich für die Folgen der KZ-Haft in den Lagern Schirmeck und Struthof/Natzweiler: „Ich kann nicht gut sprechen." Weil ihm die Folterer mit einem Gewehrkolben den Kiefer zertrümmert hatten, was ihm eine halbwegs verständliche Artikulation zur Qual machte. Auch mit einem Lineal hat die Gestapo Seel vergewaltigt, „bis überall Blut war". Und dann wieder: „Können Sie sich das vorstellen?"

Pierre Seel war der einzige Homosexuelle, den der französische Staat, weil der deutsche sich für Entschädigungsleistungen nicht zuständig fühlte, offiziell als „Déporté homosexuel" anerkannte. Tatsächlich war er durch halb Europa verschleppt worden. Nach Odessa, Thessaloniki, Belgrad und Zagreb trieb ihn die NS-Kriegsmaschinerie, mal als Zwangsarbeiter im Reichsarbeitsdienst, mal als Wehrmachtssoldat. Über den Grund seiner Inhaftierung schwieg der nach 1945 verheiratete Familienvater – bis zu jenem 28. November 1982, als der Bischof von Strasbourg, Léon-Arthur Elchinger, Homosexuelle als „infirme", körperbehindert, bezeichnete. „Das hatte ich im Radio gehört und ich sagte mir: Alles kann ich annehmen, nur das nicht. Wenn der Bischof von Strasbourg ein Nazi ist, das kann ich nicht annehmen. Also schrieb ich diesen offenen Brief an den Bischof, in dem ich mitteilte, daß ich als Homosexueller in Schirmeck war." Den gleichen Brief schickte er per Einschreiben an seine Familie: „Niemand hat mir geantwortet." 1994 erschien in Frankreich sein gemeinsam mit dem Schwulenaktivisten Jean Le Bitoux verfaßter Lebensbericht „Moi. Pierre Seel, Déporté homosexuel". Bereits Ende 2003 hatte sich der schwerkranke Seel brieflich von Freunden verabschiedet, am 25. November 2005 verstarb er im Alter von 82 Jahren in Toulouse. Französische Homogruppen würdigten Seel als „unermüdlichen Aktivisten". Das Schwulenmagazin *Têtu* schrieb, die Homosexuellenbewegung habe ihren „einzigen Zeugen" der NS-Homosexuellenverfolgung verloren. Auch das Staatsfernsehen berichtete.

In Saarbrücken hatte mir Seel erzählt, wie er nach einem Fernsehauftritt von rechten Jugendlichen auf offener Straße verprügelt worden war. Ein anderes Mal hatten Unbekannte Hakenkreuze an seine Wohnungstür gesprüht und ihn in großen Lettern als „Schwuchtel" geschmäht. – Beerdigt wurde Pierre Seel auf dem Friedhof von Bram, etwa hundert Kilometer südöstlich von Toulouse.

Ich, Pierre Seel, deportiert und vergessen. Jackwerth Verlag, Köln 1996. Das erwähnte Interview erschien erstmals im Mai 2002 in Gigi Nr. 19.

Dann such' ich mir halt 'ne andere ...

Als die junge Istanbuler Filmemacherin Pelin Esmer in ihrem zweiten Dokumentarfilm eine Frauentheatergruppe auf einem anatolischen Dorf porträtiert, ahnt sie noch nicht, daß sie zugleich Zeugin eines einzigartigen Experiments wird. Ihr Film „Oyun – The Play" begleitet die Darstellerinnen der Laien-Truppe einfühlsam und unaufdringlich auf ihrem Weg bis zur Aufführung und gibt dabei tiefe Einblicke in ihre Lebensrealitäten. Dabei wird der Arbeitsalltag und der damit verbundene Umgang mit der traditionellen Frauenrolle – zumindest im Spiel – für einige Augenblicke aufgelöst. Auch wenn die Ehemänner ihre Frauen bezüglich des Bühnenprojekts unterstützen, sind sie doch nicht immer begeistert von dem Rollenwechsel. Am Rande des diesjährigen Medienfestes „One World Berlin" zum Thema Menschenrechte unterhielt sich mit der Regisseurin Lizzie Pricken

Du hast an sich Soziologie an der Bosporus-Universität in Istanbul studiert. Was hat dich dann zum Film gebracht?

Filme zu drehen machte mir mehr Spaß, als die akademische Anthropologin zu spielen, die ich beinah geworden wäre. Ich war schon immer sehr an Menschen interessiert und auch am Kino. Dann bekam ich im dritten Semester die Gelegenheit, mit einer amerikanischen Filmemacherin zu arbeiten, die nach Istanbul gekommen war, um einen Dokumentarfilm über Frauen im Islam zu machen. Das war 1995 und für beide Seiten eine tolle Erfahrung. Darauf beschloß ich, nach meinem Studium zum Kino zu wechseln. Ich habe anschließend in einem Seminar über ein Jahr mehrere Filmemacher in Istanbul kennengelernt. Dann habe ich im Spielfilmbereich als Regieassistentin gearbeitet. 2002 habe ich meinen ersten eigenen Film „The Collector" gedreht, eine Dokumentation über meinen sammelwütigen Onkel in Istanbul.

Wie ist der Film „The Play" angekommen?

Die Premiere war im April 2004 in eben jenem anatolischen Dorf und dann auf dem Istanbuler Filmfestival. Das besondere daran war für mich, daß meine Hauptdarstellerinnen dabei waren. Die Weltpremiere war auf dem Filmfestival in San Sebastian, auch dort habe ich ein sehr gutes Feedback erhalten.

Wie kam der Kontakt zu den Protagonistinnen überhaupt zustande?

Das erste Mal habe ich über sie in der Zeitung gelesen. Sie hatten bereits ein Theaterstück aufgeführt. Ich fand die Idee so spannend, daß ich sie unbedingt kennenlernen wollte, wenigstens, um ihnen zu gratulieren. Vom ersten Augenblick an fühlten wir uns wie alte Freunde und ich erzählte ihnen von meiner Idee. Allerdings sollte der Film über ihr neues Projekt sein, denn das erste Stück war von einem anderen Autor geschrieben worden. Es handelte von zwei verfeindeten Dörfern. Damit konnten sie sich nicht identifizieren. Sie wollten vielmehr sich selbst und ihr Leben darstellen. An dem Punkt habe auch ich verstanden, daß dies ein wirklich interessanter Film werden kann. Dieses Wechselspiel zwischen Realität und Spiel eignet sich hervorragend auch in kinematographischer Hinsicht. Ich bat die Frauen, keinesfalls irgendeine besondere Verhaltensweise mir gegenüber an den Tag zu legen. Ich wollte einfach nur ein Teil der Gruppe sein und sie mit der Kamera begleiten. Deshalb wurde auch vermieden, mit großem Equipment im Dorf aufzutauchen.

Wie wurde „Oyun" finanziert?

Ich konnte in der kurzen Zeit zwischen Planung und Drehbeginn natürlich keinen Sponsoren finden, also lieh ich mir ein paar Kameras von der Uni aus und fand einen Freund, der mir die Soundtechnik und einen Tonmeister zur Verfügung stellte. Wir waren dann schließlich ein Team von drei Leuten, und das war genau die richtige Anzahl, um den Dorfbewohnern zu vermitteln, daß ihr Theaterstück im Vordergrund stand und nicht das Filmprojekt.

Ist es üblich, daß Frauen in der Türkei ihr eigenes Theater machen?

Es ist an einigen Orten möglich, doch Theater wird in der Regel eher mit der Stadt in Verbindung gebracht, als mit der Dorfkultur. Dabei gab es gerade in den 40er und 50er Jahren innerhalb der Türkei viele ländliche Theatergruppen. Sie waren durchaus ein Bestandteil der Alltagskultur. Das war noch vor dem Fernsehen und dem Auseinanderklaffen von urbanen und bäuerlichen Lebensrealitäten. Zu der Zeit blickte die Gesellschaft – allen voran die Politiker – noch auf die Dörfer. Mittlerweile ist die Aufmerksamkeit in Richtung Stadtleben gewandert, zusammen mit Tausenden von Migranten.

In dem Dorf, in dem der Film spielt, gab es schon früher eine Theatergruppe, die nur aus Männern bestand, und eine gemischte Gruppe. Doch die Gruppe, mit der ich zu tun hatte, wollte reines Frauentheater machen. – Das allerdings weniger aus ideologischen Gründen, als vielmehr, um den üblichen Klatsch und Tratsch zu vermeiden, der sich in der Regel erhebt, wenn Männer und Frauen außerhalb der Familie zusammen sind. Zumindest anfänglich wollten die Frauen das Theaterspielen für sich behalten. So ist es nicht verwunderlich, daß nun auch die Ehemänner in die Gruppe eingetreten sind und einige der Söhne.

Hat das vielleicht auch etwas mit der Möglichkeit ihrer Kontrolle zu tun?

Nein, vielmehr damit, daß die Männer gesehen haben, wie viel Spaß das Theaterspielen macht. Sie haben ihre Frauen wirklich unglaublich unterstützt während des Films, gerade weil sie aus einem unterprivilegierten Umfeld kommen und es dementsprechend Ängste gab bezüglich der Frauen. Eine Frage zum Beispiel war: „Was machst du, wenn deine Frau nach Istanbul geht, um ein Filmstar zu werden? (Die lapidare Antwort des Befragten darauf lautete im Film: „Dann such' ich mir halt 'ne andere!" – L. P.) Im übrigen waren die Männer sehr stolz auf ihre Frau-

en. Sie wurden von den Veränderungen seitens der Frauen ebenfalls positiv beeinflußt. Einer sagte zu mir: „Es ist viel schöner, wenn meine Frau nach den Proben mit einem Lächeln nach Hause kommt und fröhlich ist." Sie haben während der Vorbereitungen auch teilweise auf die Kinder aufgepaßt, und ein Mann hat seine Frau jeden Tag zur Probe gefahren, da sie weiter weg wohnten.

Ist es schwierig, als Frau in der Türkei Filme zu drehen?

Ich hatte noch keine Schwierigkeiten aufgrund meines Frauseins. Ich habe vor allem finanzielle Probleme, wie jeder andere Filmemacher auch. In diesem Film war es ja gerade von Vorteil, eine Frau zu sein. Sie hätten sicherlich auch mit einem Mann gedreht, aber es gab diese Studentenwohnheimatmosphäre zwischen uns, die mich sofort zu einem Teil der Truppe werden ließ. Ansonsten ist es sehr schwer, Geld aufzutreiben, vor allem für kleinere, unpopuläre Filmprojekte. Mein Koproduzent hat mich bei der Postproduktion unterstützt und ich bekam sogar etwas Geld vom Kulturministerium und mehrfach kleinere Unterstützung von verschiedenen Seiten. Der Film ist eine absolute Low-Budget Produktion, aber es hat funktioniert. Ich brauchte zwei Jahre, ihn fertigzustellen und mußte dabei so einige Risiken eingehen. Es hängt sicherlich nicht zuletzt von dem Thema ab und den Leuten, mit denen man zu tun hat, aber ich habe viel Unterstützung von den Kinoleuten bekommen.

„Was machst du, wenn deine Frau nach Istanbul geht, um ein Filmstar zu werden?" – „Dann such' ich mir halt 'ne andere." Szene aus Pelin Esmers „Oyun –The Play"

Wildes Kurdistan

Es gebe keine offizielle Statistik über „Ehrenmorde" an Migrantinnen in Deutschland oder Untersuchungen über ihr Leben in ihren Familien, so Kerstin Eschrich im Dezember-Heft des Politmagazins *Konkret*. „Die Berliner Kriseneinrichtung für junge Migrantinnen, Papatya, hat im Zeitraum von 1996 bis 2004 45 sogenannte Ehrenmorde dokumentiert. Der Uno werden weltweit jedes Jahr 5.000 Morde an Frauen 'im Namen der Ehre' gemeldet. In der Türkei werden nach offiziellen Angaben etwa 200 Menschen jährlich Opfer von 'Ehrenmorden'. Die Dunkelziffer liegt sicherlich viel höher, da diese Morde oft verschleiert oder als Selbstmorde getarnt werden. Die Istanbuler NGO 'Women for Women's Human Rights' dokumentierte für das Jahr 2004 vierzig sogenannte Ehrenmorde an Frauen." Einer Untersuchung dieser Organisation für den Zeitraum 1995 bis 1998 zufolge waren von 599 Kurdinnen die meisten „überzeugt, daß, im Falle eines Ehebruchs, ihr Ehemann sie töten werde; in ausschließlich nach islamischem Recht geschlossenen Ehen gingen 80 Prozent davon aus. 15 Prozent erklärten, daß sie von ihrem Ehemann oft körperlich mißhandelt würden, und 16 Prozent sagten, ihr Ehemann würde sie oft vergewaltigen. Über sechzig Prozent der Frauen gaben an, in einer arrangierten Ehe zu leben, fünfzig Prozent, ohne ihre Zustimmung verheiratet worden zu sein." Eschrich zitiert die junge Istanbulerin Erinc. Ihre Freundinnen hatten plötzlich „einen Freund, und der verlangte, daß sie ein Kopftuch tragen. Wenn sie der vehement vorgetragenen Forderung nachkamen, war die Hochzeit oft nicht mehr weit. Danach haften sie kein eigenes Leben mehr. Das Kopftuch ist der Anfang vom Ende."

Lag das ein Stück weit an Ihnen?

Vielleicht hat es die Sache ein bißchen unterstützt, vor allem, weil sie merkten, daß sich Leute von außerhalb, sogar aus Istanbul, für sie interessierten. Also war es wichtig. Das war sicher ein positiver Effekt und ich freue mich, wenn ich ihn entstehen ließ. Aber den entscheidenden Schritt hatten sie bereits gemacht, bevor wir uns trafen. Doch ich konnte auch eine rapide Entwicklung dahingehend sehen, wie ihr Selbstbewußtsein wuchs, auch im Umgang mit anderen. Und nun geht der Film um die Welt und sie wissen, daß sie damit ihre Geschichte mitteilen können, und ich bin glücklich, ihnen dabei geholfen zu haben. Wobei ich anfänglich auch nicht gewußt habe, daß ich soviel mit dem Film unterwegs sein würde. Und die Dorfbewohner folgen mir auf diesem Weg, wir sind in ständigem Kontakt. Sie sind übrigens gerade dabei, ein neues Stück aufzuführen...

Ist der Film auch auf anderen Dörfern in der Türkei gezeigt worden?

Noch nicht, aber ich hoffe, das kommt noch. Ich versuche soeben, Geld aufzutreiben, um ihn auf 35-Millimeter-Format zu kopieren, dann kann er auch in Kinos laufen. Es gibt zwar keine Kinos in den Dörfern, aber vielleicht findet sich eine Organisation, die den Film zusammen mit den Frauen in den Dörfern zeigt, das ist mir persönlich sogar wichtiger, als ihn in den Städten zu zeigen. Wobei er natürlich an möglichst vielen unterschiedlichen Orten gezeigt werden sollte, denn er hat etwas zu sagen, das für alle Menschen von Bedeutung sein kann. Ich glaube, es ist kein Zufall, daß es gerade diese Dorffrauen sind, die den Stadtmenschen der westlichen Welt etwas zu sagen haben in bezug auf Wertschätzung und Eigenständigkeit.

Die Regisseurin des Theaterstücks versucht auch, das Bewußtsein der Frauen zu erweitern ...

Die Art, wie die anderen Frauen damit umgegangen sind, war auf eine Weise natürlicher, unbewußter und entwickelte sich während des Spiels. Die Regisseurin hat mittlerweile die Gruppe verlassen, die anderen wollten nicht länger mit ihr zusammenarbeiten. Sie fühlten sich von ihr unterdrückt. Sie ist jetzt in die Stadt Mersin gezogen und spielt in einem dortigen Theater. Sie erzählte mir vor einigen Wochen, daß sie nun eine andere Frauentheatergruppe gegründet hat und an einem eigenen Stück schreibt.

Foto: One World Berlin

Erektionen, Koks und schöne Linien

Goethe nannte sie „Schlängler" oder treffender noch und boshafter „Undulisten". Damit zielte er auf jene, die „die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen und dabey viel gewonnen zu haben glaubten". Männer also wie Giovanni Paolo Lomazzo oder William Hogarth. Hogarth hatte 1753 ein wunderlich verschrobenes Werklein ediert: die *Analyse der Schönheit*. Ob ein Damenkorsett oder geschwungenes Stuhlbein, ein Oberschenkelknochen oder ein lasziver Apoll, wo Hogarth die Schönheitslinie fand – ein betörend sanft geschwungenes S –, war sein Entzücken groß. Alan Hollinghursts „Die Schönheitslinie" ist auf Deutsch erschienen. Das vielgepriesene Meisterwerk las INGO FLOTHEN

Zweihundertfünfzig Jahre nach Hogarths Verzückung gibt es wieder einen Undulisten von Goethes Ungnaden. Er heißt Nick Guest, ist Engländer, 20 Jahre alt, ein Ästhet par excellence und ziemlich schmucker Knappe. Oder, wer's direkter mag: eine „hübsche kleine Oxfordschwuchtel". Darüber hinaus ist er der Held in Alan Hollinghursts Bookerpreis-gekröntem Roman „Die Schlangenlinie". Der junge Nick hat erstaunlich viele Lieben: Musik und Literatur, Kunst und Architektur und vor allem: die Männer. Kurzum: das Schöne, das Makellose hat es ihm angetan, zu dem eben auch Hogarths Schönheitslinie, *the line of beauty and grace,* gehört.

Wer aber ist dieses gebildete Bürschchen, das sich als Experte für Renaissancekomödien geriert, genauso wie es schwergewichtig über Pope und Wordsworth parliert, wer ist dieser intellektuelle Tausendsassa, der umstandslos Gemälde und Kirchen aller Zeiten und Epochen analysiert, bei Wagner, Strauss und Bruckner sich bestens auskennt und ganz en passant auch noch Schumanns vierte Symphonie daherzuträllern weiß? Ein begnadeter Youngster auf der Suche nach der verlorenen Schönheit? Ein Herzog des Esseintes in britischen Gefilden?

Nick Guest, der Bürgerssohn aus kleinen Verhältnissen, wird von seinem Collegeschwarm Toby Fedden eingeladen, ins stattlich-glamouröse Haus seiner Eltern in den Kensington Park Gardens in Notting Hill zu ziehen. Der alte Fedden hat es gerade, wir schreiben das Jahr 1983, zum Tory-Parlamentarier gebracht und ist gar zum Favoriten der „Lady" – so schmeichelt man in soignierten Kreisen Maggie Thatcher – avanciert. Grund genug für den Bonvivant, seinen Reichtum und Luxus in vollen Zügen zu genießen: Veduten von Guardi, Porträits von Lenbach, Boulle-Uhren, Bronzebüsten und Gobelins – das ganze Gepränge mit schimmerndem Blattgold und Encoignuren, mit Rokoko-Boiserien und Sèvres-Porzellan. Und hinter dem Anwesen selbstredend der Tennisplatz. Nick findet Gefallen an dieser Welt, in der die Damen „kostspielig in Unordnung gebrachte" Frisuren tragen, nach dem Pudding sich zurückziehen – die Etikette will es – und man beim Polospiel sich gelegentlich schon mal den Hals brechen kann. Und da ihm zudem eine „fundierte Liebe zu Dingen, Gemälden und Möbeln" eignet, fühlt er sich – nach anfänglichen Zweifeln, ob er denn in diese „verkehrte Welt" wohl gehöre –, letztlich doch geborgen hier und schwebt fürderhin „in einem Kokon aus gesellschaftlicher Galanterie und guter Laune". Im herrschaftlichen Garten der Feddens schließlich findet Nick noch weitere Pracht und Herrlichkeit. Ein One-Night-Stand neben dem Komposthaufen bringt dem Oxfordianer – „... putz mir den Arsch durch" – die erste sexuelle Seligkeit. Leo heißt der Beglücker, „hat einen prallen, derben Ständer", ist schwarz und ansonsten „die Cockney-Sanftheit in Person". Ganz nebenbei (nein, nicht beim Komposthaufen) schreibt Nick noch seine Dissertation über Henry James – eine weitere große Liebe von ihm –, über Henry James, Conrad, Meredith und den Stil im englischen Roman.

Mit Wani, der schön ist, „wie ein Johannes der Täufer, gemalt für einen Knaben liebenden Papst", erscheint drei Jahre später nicht nur Nicks neuer Liebhaber, mit Wani und seinem Vater, einem libanesischen Supermarkt-Tycoon und Spezl Maggies, tritt auch die Gegenwelt zur distinguierten Noblesse der Feddens, der Neo-Konservatismus der Thatcher-Ära auf den Plan. Hier zeigt man sich auf den Gesellschaftsseiten von *Harper's and Queen,* läßt den Torys gewaltige Finanzspritzen zukommen, zieht sich die mit goldenen Kreditkarten auf postmodernen neogeorgianischen Schreibpulten gezogenen Kokslinien rein und steckt zwischen Lunch und Tee locker ein paar Millionen Pfund Verlust weg; denn nur, weil der Dow Jones gerade mal ein bißchen launisch ist, läßt man sich doch das Dessert nicht vergällen: Bonnes Bouches an Früchte-Coulis. Und selbstredend trägt das Nummernschild am flotten Mercedes-Cabrio die Initialen seines Besitzers: WHO 6. Nicht reich ist man, sondern superreich. Name: Banause. Wohnhaft: in Plüsch und Protz, Rosa und Gold.

Und wie ergeht es Nick dabei? Er muß die Liebe zu Wani geheimhalten – der Konservatismus fordert noch seinen Tribut, Westerwelle hat es da heute besser –, er kümmert sich ein bißchen um die manisch-depressive Tochter im Hause Fedden, muß tapfer mithalten beim vielen Upperclass-Geplauder unter schwadronierenden englischen Snobs – „Wir sind mit der Premierministerin zum Mittagessen verabredet" – und darf (vorher schnell noch Klappensex, hinterher 'n flotten Dreier) anläßlich der Silberhochzeit des Parlamentariers und seiner Frau zum Stones-Song *Get Off of My Cloud* mit dem „scheußlichen alten Schlachtroß" Thatcher tanzen. Das Foto der beiden landet später auf dem Klo. Zwischendurch gibt er für seinen Chef Wani noch ein wenig den Art-Director eines geplanten Zeitgeist-Magazins, denn es bedarf einer neuen *Analyse der Schönheit*. *OGIVE* soll das Hochglanzwerk heißen, nach dem Spitzbogen der französischen Gotik benannt, weil die Schönheitslinie in ihm enthalten ist. Schließlich, gegen Ende, noch ein kleines Skandälchen: „Schwules Sexgetümmel im Fe-

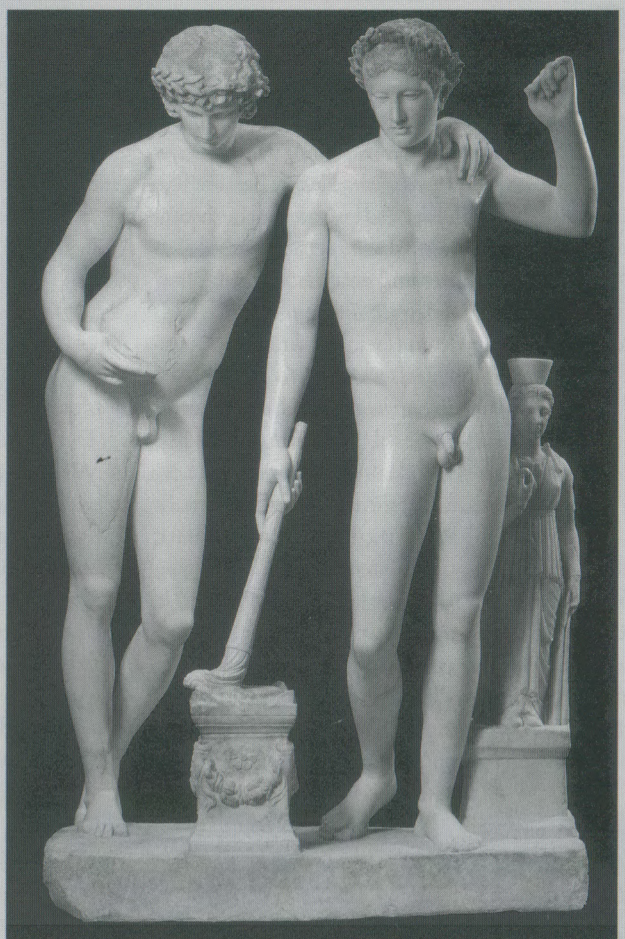
Alan Hollinghurst: Die Schönheitslinie. Karl Blessing Verlag, München 2005; 572 S., 22,90 Euro

rienhaus des Staatssekretärs" titeln die Gazetten, und also wird der „kleine Schwanzlutscher", „die Arschfotze" (auch britische Etikette hat ihre Grenzen) von den Feddens mit Schimpf und Schande davongejagt. Toleranz gilt nur, solange nicht darüber gesprochen wird. In Wirklichkeit ist der Rausschmiß ein Ventil für den zweiten Skandal, denn es gab gewisse Unregelmäßigkeiten beim Herrn Staatssekretär, „kreative Buchführung" genannt.

Nein, der Schluß gibt sich – es folgt noch ein dritter Skandal – brisanter, als er ist. Außer ständigen Parties, wo man sich etwa über Wichtigkeiten wie den „Hotdog-Gestank in der Royal Festival Hall" ausläßt, passiert nicht wirklich viel in diesem Roman, und wenn man genau hinschaut, ist Nick noch nicht einmal der Held. Er ist merkwürdig wesenlos, auch entwicklungs- und tatenlos – kein ständig berechnender Julien Sorel auf alle Fälle. Man nimmt ihm sein Literaturstudium, seine ungeheure Belesenheit nicht so recht ab. Und in der Tat, beim Auszug aus dem Hause Fedden nimmt er gerade mal eine „Hand voll Bücher" mit – mehr hat er sicherlich auch nie gesehen.

Wie auch? Treffen wir ihn doch ausschließlich in Schwulenclubs und der High-Society. Ist es also womöglich Hollinghurst selbst, der Nick seine Sprache leiht, seine Weisheiten über die Schönen Künste souffliert? Einerlei, denn Hollinghurst geht es eindeutig um mehr. Sein Held heißt nicht Nick, seine Heldinnen heißen „Schönheit" und „Sprache". Und hier kann der Brite, dem von aller Welt nicht nur Eleganz der Prosa attestiert wird, der auch als Meister des raffinierten, demaskierenden Dialogs gilt, durchaus bestehen – da gibt es Anrührendes, scharf Beobachtetes, feinen Witz. Dann etwa, wenn Wahl getroffen werden muß zwischen Koks und Drink: „Alkohol erwies dem Abend mehr Respekt und schien bereit, für drei, vier Stunden zwischen den Anforderungen des Kummers und den Tagesereignissen zu vermitteln."

Doch warum erinnert vieles – wenn dies nicht schon zu viel der Ehre bedeutet – immer wieder an das, was Döblin im Hinblick auf Thomas Mann das „Kunstprinzip der Bügelfalte" nannte? Und was muß man eigentlich davon halten, daß sich diese akkurat gedrechselten, fein ziselierten, gewissermaßen von einer Hogarthschen Schönheitslinie überlagerten Sätze immerfort mit eigenartigen Entgleisungen, mit abgegriffenen, leeren Phrasen abwechseln? Da seufzen Bäume etwa, Herzen werden zum Rasen gebracht, und Gesichter sind wie gemeißelt. Vor allem im Liebesleben von Nick – und dabei ist gewiß nicht das Handfest-Derbe gemeint – gibt es immer wieder schwer verdauliche Platitüden: ein „Glühen in den Lenden" hier, „sagenhafte Erschütterungen" dort, und bei seinem Erweckungserlebnis am Komposthaufen hat er gar das Gefühl, „zum ersten Mal eingeschaltet zu sein, wie eine Lampe". Verzückung mit Osram-Aureole. Bastei-Lübbe



Die Schönheitslinie der Homosexualität: Castor & Pollux alias Corydon & Alexis alias Orest & Pylades. – Ildefonso-Gruppe

in Hochform. Und wenn „der Liebesakkord seine Haut erzittert", klar, dann hat Nick eine Erektion. Sagen Sie das mal Ihrer Frau oder Ihrem Freund, die lachen sich kringelig, und dann isser gleich wieder weg, der Ständer.

„Die Schönheitslinie" – ein Sittenporträt der Thatcher-Ära? Mitnichten. Hollinghurst liefert zwar „schubkarrenweise Zeugnisse einschlägiger, englischer Lebensweise" (derart macht – laut Hollinghurst – Henry James die Prosa Anthony Trollopes mies), aber die könnten, so man die postmodernen Einsprengsel wegläßt, heute genauso stattfinden wie auch zwischen den großen Kriegen. Reiche gab es immer, Parvenus gab es immer, Adel sowieso (fast immer), und das eingefügte Zeit- und Lokalkolorit der Achtziger, es reicht nicht wirklich aus für eine Abrechnung mit der „gespenstischen Zeit", wie Hollinghurst die Ära der Eisernen Lady nennt. Dafür steigt man zu selten hinab zu den Gebeutelten, zu den Verlierern des Thatcherismus, zum scharfen Essensgeruch also in den Dielen, den speckigen Couchgarnituren und Gasöfen der Ausgepowerten und Schutzlosen.

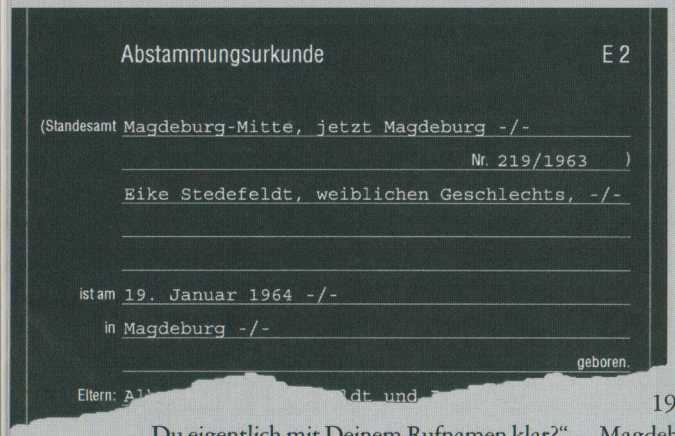
Dabei hätte es schöne Möglichkeiten gegeben. Der Bergarbeiterstreik 1984/1985 etwa – er fällt mitten in den Handlungszeitraum des Romans – hielt England und Maggie ein ganzes Jahr lang in Bann. Mit den Träumen und Hoffnungen, Enttäuschungen und Abstürzen der „kleinen Leute" hätte Hollinghurst – ohne je das plakative „Mrs. Bloody Thatcher" poltern zu müssen, wie es unlängst Harold Pinter anläßlich der Vergabe des Literaturnobelpreises tat – die wahren Probleme im Widerstreit von Arm und Reich jener Zeit zeichnen können.

Warum dann aber dieser Roman? Man ist vernarrt ins Makellose, ins Glitzernde, Hollinghurst liebt über alle Maßen die Welt des schönen Scheins, des allzu Schönen, die Monde und Demi-Monde also mit ihren ondulierten Pompadour-Schreibpulten und Louis-Seize-Kommoden, das Palisanderholz mit Farnen aus Ormoulu und die „vor geheimer Geometrie bebenden" Cézannes. Doch ein bißchen „Wiedersehen in Howards End" und etwas „Kontrapunkt des Lebens" machen noch keine fulminante Gesellschaftssatire. Da sind wir bei E.M. Forster und Aldous Huxley besser aufgehoben – und selbst bei Oscar Wilde.

Hollinghurst will schön schreiben – wie Thomas Mann, wie Proust, wie Henry James –, kann auch schön schreiben, und was ihm schließlich gelingt, ist spiegelblanker Glanz, im Ansatz erinnernd an Cellinis Salzfaß für König Franz I. von Frankreich: gülden, schlängelnd und etwas zu pompös für seine einfache Bestimmung. Wir können sicher sein: Nick, der ausgewiesene Kenner aller Schönheitslinien und intellektuelle Teufelskerl weiß, was Goethe, der Verächter kleiner und großer Undulisten, hier zu sagen weiß: „Solche Kunstwerke machen bey denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts sehen wollen, denen eine Seifenblase die bunt in die Luft steigt, schon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunstwerke dieser Art kaum einen Körper, oder andern reellen Gehalt haben können, so bezieht sich ihr Verdienst meist auf die Behandlung, und auf einen gewissen lieblichen Schein." So steht also nicht nur die neue *Analyse der Schönheit* noch aus, sondern auch die literarische Abrechnung mit dem Thatcherismus. Vielleicht sollten wir doch Harold Pinter befragen.

Gender Mainscreaming

Denken Sie bloß nicht, das in dieser Zeitschrift schon verschiedentlich erwähnte Datingportal *Gayromeo* diene lediglich der Anbahnung homosexueller Intim- oder eheähnlicher Zwangskontakte – weit gefehlt! Dieses „schwule Einwohnermeldeamt" ist ein Bildungsprogramm; man lernt täglich hinzu. Das geht etwa so: „Hallo, wie kommst Du eigentlich mit Deinem Rufnamen klar?" Die Anekdoten, die jener mich fragende und in Hamburg wohnhafte Eike daraufhin zu lesen bekam, hatten im wesentlichen Fehlbelegungen von Mädchenbungalows in DDR-Kinderferienlagern, Wurfsendungen mit Damenbinden und von meiner Baßstimme unbeeindruckte Postboten zum Inhalt. „Und Dein zweiter Vorname?" Ich gestand, nur über einen zu verfügen. „Du spinnst", lernte ich, bei Unisex-Vornamen sei hierzulande bis vor wenigen Jahren ein eindeutiger Zweitname vorgeschrieben gewesen, seiner laute deshalb Dag. Ich lernte weiter, das deutsche Vornamenrecht entbehre jeder gesetzlichen Grundlage; die Anerkennung gewünschter Vornamen erfolge vielmehr nach standesamtlichem Gewohnheitsrecht. Da ich dennoch darauf bestand, einzig und allein Eike zu heißen, mißtraute mir mein hanseatischer Namensvetter und endete unsere kurze virtuelle Bekanntschaft etwas unglücklich. Doch sollte mir diese Begebenheit alsbald wieder in den Sinn kommen.


Abstammungsurkunde E 2

(Standesamt Magdeburg-Mitte, jetzt Magdeburg -/-

Nr. 219/1963)

Eike Stedefeldt, weiblichen Geschlechts, -/-

ist am 19. Januar 1964 -/-

in Magdeburg -/-

geboren.

Eltern: Al[illegible]dt und

Wie bei Eheschließung, Verbeamtung, Auswanderung und eigener Bestattung, so benötigt man auch in Erbangelegenheiten zur Klärung der Verwandtschaftsverhältnisse eine Personenstandsurkunde. Indes erntete meine dem Nachlaßgericht in freudiger Erwartung eines prasselnden Geldregens vorgelegte vergilbte Geburtsurkunde beredtes Kopfschütteln. Das Dokument dürfe nicht älter sein als sechs Monate. Außerdem bedürfe es in meinem Fall einer erweiterten Spezialform, nämlich einer E2. Diese Abstammungsurkunde könne nur von dem Standesbeamten ausgestellt oder beglaubigt werden, der das betreffende Geburtenbuch führt, das geschehe nach Einzahlung von sieben Euro meist recht kurzfristig. Beim Wort „Abstammungsurkunde" schwante mir nichts Gutes.

Zwar konnte ich am 30. August dem für mich zuständigen Standesamt per Telefax dankend bestätigen, das schlichte A5-Dokument sei, „ausgestellt am 26. August 2005, heute bei mir eingetroffen". Indes mußte ich kritisch anmerken: „Leider irritieren mich daran zwei Dinge. Erstens ging ich bislang davon aus, daß ich nicht am 19. Januar 1964, sondern am 19. Januar 1963 in Magdeburg geboren bin. Zweitens deuten bis heute alle meine körperlichen Merkmale und Sexualfunktionen darauf hin, daß ich nicht weiblichen, sondern eindeutig männlichen Geschlechts bin. Sollten Ihnen andere Erkenntnisse zu einem oder beiden der genannten Punkte vorliegen, wäre ich Ihnen für nähere Informationen sehr dankbar."

Zwei Tage später meldete sich eine Magdeburger Standesbeamte telefonisch. In der Tat liege ein Versehen vor. Während sich die Frau wortreich für den kleinen Abschreibfehler einer Auszubildenden entschuldigte, atmete ich auf; ein Jahr jünger zu sein, hätte mich nicht wirklich gestört, obgleich mir nicht recht aufging, weshalb meine Familie mich über mein wahres Geburtsjahr hätte jahrzehntelang getäuscht haben sollen. Dann der Schock: „Sie sind selbstverständlich 1963 geboren." Ich schluckte. „Sie meinen, also ... Sie wollen mir ernsthaft weismachen, ich sei eine ...?" – Nun ja, das sei schon merkwürdig, und persönlich wolle sie ja auch gern an meine Männlichkeit glauben, laut Geburtenbuch sei ich allerdings als Mädchen zur Welt gekommen.

Mir fiel der Hörer aus der Hand. Meine Gedanken überschlugen sich: Hatte ich nicht erst vor wenigen Monaten geschlechtsangleichende Operationen an intersexuellen Kindern gegeißelt, die ihnen von Ärzten und Eltern verheimlicht worden waren? War das 1969 in der Kinderklinik wirklich nur die medizinisch notwendige Korrektur einer Vorhautverengung gewesen? „Na so ein Quatsch", empörten sich meine Erzeuger, als ich sie mit diesem grundsätzlichen Problem konfrontierte.

Wieder klarer im Kopf, wählte ich die Nummer des Standesamts. Leider sei der Amtsleiter im Urlaub; nur er könne entscheiden, was zu unternehmen sei. Leicht drohenden Untertons verwies ich auf meine termingebundene Erbsache. „Vielleicht haben Ihre Eltern ja noch ein Familienbuch?" Hatten sie, ich war sogar als ihr Abkömmling eingetragen. Aber leider, analog zur vergilbten Geburtsurkunde, ohne Geschlechtsvermerk. „Das war in der DDR so üblich", bestätigte die Frau deren gendermäßige Modernität. Nur habe das in Kombination damit, daß dort auch kein eindeutiger Zweitname verlangt wurde, womöglich nach dem 3. Oktober 1990 zu einem Übertragungsfehler bei der Datenanpassung ans Westniveau geführt. „Dann schauen Sie doch in die originalen Geburtenbücher." Ihr kurzes Schweigen mündete in den erschütternden Hinweis auf einen Reißwolf. Mir brach der Schweiß aus. „Dann bitten Sie eben um Amtshilfe beim Wehrkreisamt. Dort bin ich 1979 gemustert worden, und die Musterungskommission hatte meine Männlichkeitsbeweise buchstäblich in der Hand!" Das ginge ja nun gar nicht, meinte die Stimme am anderen Ende der Leitung. Erstens heiße die Einrichtung auf gut westdeutsch Kreiswehrersatzamt, zweitens sei da der Datenschutz vor, und drittens existierten auch dort wahrscheinlich kaum noch die alten DDR-Akten. Mein tiefer, klagender Seufzer rang der Frau das Versprechen ab, mir einstweilen eine zweite, sozusagen „männliche" Abstammungsurkunde zuzusenden. „Allerdings muß ein gerichtliches Feststellungsverfahren dann nachträglich Ihr Geschlecht bestätigen."

Inzwischen habe ich als offiziell nicht Mann *oder*, sondern Mann *und* Frau außergerichtlich festgestellt, daß Damen- fast durchweg schmutziger sind als Männerklos und gewöhnliche Erbschaften eher lustlos nieseln als heftig herabprasseln. Da seither auch das Magdeburger Standesamt nichts mehr hat von sich hören lassen, verbleibe ich hiermit bis auf weiteres Ihr beziehungsweise Ihre

Eike Stedefeldt

GigiArchiv

	Anzahl
Heft 01: Homo-Ehe 1	_____
Heft 02: 30 Jahre Stonewall	_____
Heft 03: Schwuler Antisemitismus	(vergriffen)
Heft 04: Sexualität und Identität	_____
Heft 05: Bevölkerungspolitik	_____
Heft 06: Homo-Ehe 2	_____
Heft 07: Homo-Geschichtsproduktion	_____
Heft 08: Intersexualität	_____
Heft 09: Geschlecht & Gewalt	_____
Heft 10: 40 Jahre Volker Beck	_____
Heft 11: Rassismus und Sexismus	_____
Heft 12: Österreich unter Haider	_____
Heft 13: Vom Frausein in der Türkei	(vergriffen)
Heft 14: Polizei gegen Schwule	(vergriffen)
Heft 15: Tunten, Transen & Moneten	_____
Heft 16: Schleiertanz der neuen Weltordnung	_____
Heft 17: AIDS kills Africa	_____
Heft 18: Bundeswehr & Sexualität	_____
Heft 19: Schlußstrich für NS-Opfer	(vergriffen)
Heft 20: Sexualität und Gewalt	_____
Heft 21: Riefenstahls Nazi-Erotik	_____
Heft 22: Euro/Gay Games nur für Reiche	_____
Heft 23: Sexual-Eugenik & Sozialabbau	_____
Heft 24: Die verlorenen Aktien der QUEER	_____
Heft 25: Folterabend: Sexualstrafrecht	(vergriffen)
Heft 26: Gay Marketing	_____
Heft 27: Der LSVD, die Macht und das Geld	_____
Heft 28: Sex und deutsche „Schutzgebiete"	_____
Heft 29: Journalisten als verdeckte Ermittler	_____
Heft 30: Vom Frausein in Afghanistan	_____
Heft 31: Homosexuelle und Medien	_____
Heft 32: Die Erben Ernst Röhms und der SA	_____
Heft 33: Prostituierte in Schweden	_____
Heft 34: Soziales Barebacking: Hartz IV	_____
Heft 35: PDS: Abschied von der Sexualpolitik	_____
Heft 36: Antidiskriminierungsgesetz	_____
Heft 37: Gender und Militär	_____
Heft 38: Das impotente Kind	_____
Heft 39: Sex, Geschlecht und Identitätszwang	_____
Heft 40: Lesben und Schwule in der DDR	_____

Einzelheft: 2,00 Euro, 3 Hefte: 5,00 Euro, ab 4 Heften: 1,50 Euro je Heft zzgl. 0,85 Euro Porto pro max. 4 Hefte; „Gigi", PF 080208, 10002 Berlin; e-mail: redaktion@gigi-online.de; Betrag in bar oder Briefmarken beilegen oder überweisen auf das Konto Nr. 5710428010 bei der Berliner Volksbank, BLZ 10090000.

Vertriebsorte: **Berlin:** Prinz Eisenherz Buchladen, Lietzenburger Straße 9A, 10789 Berlin; Buchladen Schwarze Risse, Gneisenaustraße 2, 10961 Berlin | **Bochum:** Uni-Büchertisch „Der Notstand", Universitätsstraße 150, 44780 Bochum | **Bonn:** Buchladen Le Sabot, Breite Straße 76, 53111 Bonn | **Bremen:** Infoladen Bremen, St.-Pauli-Str. 10-12, 28203 Bremen | **Dortmund:** Buchladen Taranta Babu, Humboldtstr. 44, 44137 Dortmund | **Dresden:** Buchladen & Lesecafé König Kurt, Rudolf-Leonhard-Straße 39, 01097 Dresden | **Düsseldorf:** Frauenbuchladen, Blücherstr. 3, 40477 Düsseldorf | **Duisburg:** SchwuBiLe im AStA der Uni-GH, Lotharstraße 63, 47048 Duisburg | **Frankfurt am Main:** Buchladen Land in Sicht, Rotteckstraße 13, 60316 Frankfurt a. M. | **Freiburg:** Digidata, Kreuzstraße 4, 79106 Freiburg; Infoladen Freiburg/KTS, Baslerstraße 103, 79100 Freiburg; Jos Fritz Buchladen & Café, Wilhelmstraße 15, 79098 Freiburg; Rosa Hilfe e.V., Eschholzstraße 19, 79106 Freiburg | **Göttingen:** Buchladen Rote Straße, Nikolaikirchhof 7, 37073 Göttingen; Frauen- & Kinder-Buchladen Laura, Burgstraße 21, 37073 Göttingen | **Hamburg:** Buchladen Männerschwarm, Lange Reihe 102, 20099 Hamburg | **Hannover:** Buchladen Annabee, Gerberstraße 8, 30169 Hannover | **Heidelberg:** Infoladen im Café Gegendruck, Fischergasse 2, 69117 Heidelberg | **Kiel:** Zapata Buchladen, Jungfernstieg 27, 24116 Kiel | **Mannheim:** Infoladen im JUZ, Käthe-Kollwitz-Str. 2-4, 68169 Mannheim | **München:** Buchladen Max & Milian, Ickstattstr. 2, 80469 München | **Pforzheim:** Atlas Büro, Kaiser-Friedrich-Str. 69, 75172 Pforzheim | **Stuttgart:** Buchladen Erlkönig, Nesenbachstraße 52, 70178 Stuttgart | **Wien:** Buchhandlung Löwenherz, Berggasse 8, A-1090 Wien

Das unbezahlt gemachte Magazin aus Oldenburg für Lesben & Schwule. Allzweimonatlich neu & kostenlos. Meinungen, Meldungen, Tips & Termine nicht nur aus dem Norden der Republik.

ROSIGE ZEITEN

Testen!

Probeheft für 1,53 € in Briefmarken.

Abonnieren!

Ein Jahr lang für 18 €.

Rosige Zeiten • Ziegelhofstraße 83 • 26121 Oldenburg
Telefon (0441) 777 59 23 • Faksimile (0441) 7 64 78
RosigeZeiten@gmx.de • http://oldenburg.gay-web.de/roz

pinkerneil
Rechtsanwälte

Claus Pinkerneil
Fachanwalt f. Strafrecht • Sexualstrafrecht

Tanja Ramian
Arbeitsrecht • Erbrecht

– BUNDESWEIT TÄTIG –

80636 München • Nymphenburger Straße 147
Tel: (089) 13999 – 133 • Fax: – 134
Notruf (Abends/Wochenende): 0172–8603262

www.pinkerneil.com

Forelle media

PASS AUF DICH AUF.

Sex- und Partydrogen wie Liquid Ecstasy, Crystal oder Special K können sehr schnell schwere Gesundheitsstörungen verursachen.

www.aidshilfe.de

Deutsche AIDS-Hilfe e.V.